

Nr. 3839. Kriegsnummer 130. Preis 2 Mark.



Deák & Horváth

Gegründet 1817.

Kürschner

K u. K. Hoflieferanten

Budapest, IV., Váczi-utcza 13

Pelzwaren in feinsten Qualitäten.
Herrichtung und Umänderung. Aufbewahrung gegen Motten.
☞ *Die Hermelin-Wagendecke des Erzherzog-Thronfolgers wurde bei unserer Firma angefertigt.*



A. Bachruch

Silberwarenfabrik

K. und K. Kammerlieferant

Budapest




Damenmoden und Pelzhaus



K. u. K.
Hof- u. Kammerlieferant

Budapest

IV., Kossuth Lajos-utca 9.



Ritter des Franz-Josef-Ordens.



Mich. Lőwenstein Nachf.

Ferdinand Horváth.

K. u. K. Hoflieferant. — Gegründet 1864.

Kolonialwaren. Delikatessen. Feine Getränke.

Die Firma versieht seit Jahrzehnten den Bedarf des Allerhőchsten Hofes, ebenso gelegentlich der Krőnung.



Ein Teil der Liebesgaben-Lieferung der Firma Mich. Löwenstein Nachf. Ferdinand Horváth, K. u. K. Hoflieferant, im Auftrage des „Augusta"-Fonds.

Budapest

Hauptgeschäft und Zentral-Büro: Ferdinánd bolgár király ut 4. Telefon: József 39–88, 39–89 und 43–31.
Filiale: Türr István utca 7. Telefon: 11–48.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7.

Ansicht der Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A. G. im Jahre 1913, inzwischen bedeutend vergrößert. Gegründet im Jahre 1843. Gegenwärtig über 6000 Angestellte. Tägliche Erzeugung im Frieden 4000 Dtzd. Bestecke.

Die Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp A.G.

BERNDORF, Nieder-Österreich,

Niederlagen: Berlin W, Leipziger Straße 6. Wien, I. Wollzeile 12. Budapest, IV. Vaczi-utcza 4. Prag, Graben 16. Luzern, Schwanenplatz 7 „Haus zum Stein".

erzeugt **Bestecke und Tafelgeräte** aus **Alpacca-Silber, China-Silber** und **unversilbertem Alpacca** und **Pacfong, Kochgeschirre** und **Tafelgeräte** aus **Rein-Nickel, Zinnstahlbestecke, Kunstbronzen, Kochkisten** und **Militär-Feldküchen** aus **Rein-Nickel** und **Eisen, Gefäße, Kessel** und **technische Artikel** aus **Rein-Nickel** für chemische Laboratorien, militärische Anstalten, Krankenhäuser, Dampfküchen usw. – **Bleche** und **Drähte** aus **Rein-Nickel, Neusilber, (Thio, Alpacca** und **Pacfong), Messing, Tombak, Kupfer** und **Kupfernickel. Widerstandsdrähte, Façondrähte, Stäbe** und **Stangen, Druckkupferbleche, Rein-Nickel-Anoden, Elektrolytkupfer** in Lamellen, **Münzplättchen aus Bronze, Kupfernickel, Reinnickel** und **Eisen, Material aus Messing zur Fabrikation von Patronenhülsen und Geschoßmänteln, Patronenhülsen in allen Kalibern und Typen. –**

In den Rahmen des Unternehmens fällt auch der Betrieb eines Warenhauses mit angegliederter Bäckerei, Fleischhauerei und Wurstfabrik, welch letztere einen großen Teil ihrer Produkte aus den Fabriksökonomien beziehen. Daneben bestehen zahlreiche Wohlfahrtseinrichtungen (Speiseanstalt, Theater, Bäder, Lesehalle, Schulen etc.) für die Bedürfnisse der Fabriksangehörigen und deren Familien.

Schutzmarke für 

Alpacca-Silber.

Schutzmarke 

für Alpacca.

Schutzmarke 

für Rein-Nickel.

Achtung auf die obenstehenden Bärenmarken!

Jeder spielt sofort Klavier und Harmonium!

Ohne Notenkenntnisse — ohne fremde Hilfe — in kürzester Zeit kann jeder nach der „Tastenschrift" flott vom Blatt Klavier und Harmonium spielen. Glänzend begutachtet, über 500 Musikalien erschienen. Vollständiger Lehrgang mit 25 Musikstücken Mark 5.50, Probestücke mit Aufklärung 60 Pfg.

Musik-Verlag Euphonie, Friedenau 23 bei Berlin.







Musik-Instrumente
für unsere Krieger, für Schule und Haus.
Preisliste frei!
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Versicherungen mit Einschluß der Kriegsgefahr

übernimmt noch bis auf weiteres die Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger), Thomasring 21.

Ohne Extraprämie beim Eintritt

Bequeme Deckung der Kriegsschädenbeiträge aus den künftigen Dividenden oder aus der auch im Kriegssterbefall sofort und voll zahlbaren Versicherungssumme.

PERHYDRIT

Mundwasser **Mundwasser**

Unseren tapferen Soldaten bereiten Sie eine große Freude durch die Übersendung von

Perhydrit-Mundwasser-Tabletten

Dieselben sind von der Ärztewelt aufs beste empfohlen, entwickeln reichliche Mengen Sauerstoff, desinfizieren die Mundhöhle, bleichen und konservieren die Zähne, sind leicht und schnell löslich und stellen, in Wasser gelöst, ein vorzügliches Mundwasser dar.

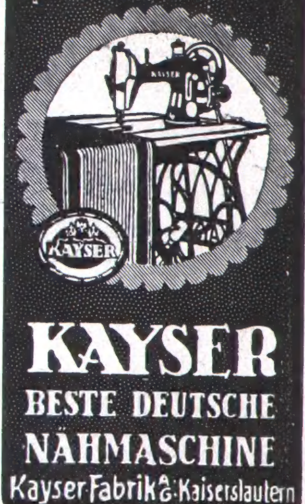
Erhältlich in den Apotheken und Drogerien in Packungen zu M. 2.25, M. 1.40 und M. 0.70.

Krewel & Co., G. m. b. H., chem. Fabrik, Köln a. Rh.

TABLETTEN



Heinzelmännchen-Kochkiste
Heinzelmännchen-Kochglocke
M. 4.–, 5.–, 6.–
Gasherde und Kocher
Grill-Apparate
Heißluft-Doppelpfanne
bratet ohne Fett, M. 1.75



Jllustrirte Zeitung

Nr. 3839. 148. Band.



Der Schwerthieb auf dem Krönungshügel. Nach einer Zeichnung von Professor Franz Márton, Budapest.

DAS FEST DER NATIONALEN SEELE.

VON PROFESSOR OTTOMAR ENKING, DRESDEN.

Wenn dereinst unter den mit so sinnlosem Wüten wider uns anstürmenden Völkern gerecht wägende und sachlich schreibende Geschichtsforscher aufstehen, dann werden diese bekennen müssen, daß die ganzen, von unseren Feinden scheinbar so schlau getroffenen Vorbereitungen zum Weltkriege und das ganze jahrelange blutige Ringen selbst für die leitenden Männer ihrer Staaten die schlimmste Fehlberechnung darstellen, deren sich Menschen in verantwortungsvollen Ämtern überhaupt schuldig machen können.

Gewiß! Die Einkreisungspolitik weiland König Eduards ist wohlgelungen. Durch alle teuflischen Mittel des Luges und des Truges hat es England verstanden, sich aus den Waffen seiner sogenannten Verbündeten, die in Wahrheit seine nicht allemal willigen, aber doch immerhin gehorsamen Knechte sind, die eiserne Klammer zu schmieden, worin wir erdrosselt werden sollten. Aber was ist für jedes ehrlich und ungetrübt urteilende Auge die wirkliche Folge des ebenso frevelhaften wie heimtückischen Hinzielens auf unsern Tod?

Von den Dünen, die Flanderns Küste besäumen, bis zu den Wogen, die der Schatt el Arab dem Persischen Golfe zuwälzt, hat sich ein herrlicher, nie zu zertrümmernder Bund gebildet. Er beruht nicht etwa darauf, daß eine der in ihm verschmolzenen Nationen die Tyrannei über die anderen ausüben möchte, sondern verleiht seinen sämtlichen Angehörigen die gleichen Rechte, den gleichen Anteil an dem sicher zu erwartenden Siege.

Und wie sehr und innig dies Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in den einzelnen Brudergliedern unseres aus Treue und Idealismus geformten Ringes lebendig ist, das hat sich — von unendlich vielen Beweisen sonst abgesehen! — wieder auf das glänzendste gezeigt, als nach dem Heimgange des Kaisers Franz Joseph, dessen Ehrwürdigkeit nur mit der Wilhelms des Großen zu vergleichen war, Kaiser Karl von Österreich mit seiner hohen Gemahlin nach Budapest zog, um die Krone Stephans des Heiligen auf sein Haupt zu nehmen und dadurch auch Ungarns rechtmäßiger Herrscher zu werden.

Wie viel ist im feindlichen Auslande und auch bei den leider nur zu sehr auf Englands Stimme lauschenden Neutralen davon gefabelt worden, daß Österreich-Ungarn nicht länger zusammenhalten werde, als des greisen Monarchen Tage dauerten! Ihrer finsteren Hoffnung, die beiden Länder durch List oder Gewalt auseinanderzusprengen, haben unsere Widersacher früh entsagen müssen, — mit desto gierigeren Blicken lauerten sie darauf, daß durch das Ableben Franz Josephs ein nach ihrer Ansicht gewissermaßen natürlicher Zerfall des Donaureiches eintreten möchte. Und was geschah?

Mitten in rauhester Zeit erlebte die alte Krönungsstadt Jubeltage, die sich von dem ernsten Hintergrunde der kriegerischen Geschehnisse um so leuchtender abhoben. Und mit Budapest feierte das gesamte ungarische Volk das Fest seiner nationalen Seele. Auch den ärgsten Zweiflern und Neidern unter unseren Gegnern muß es nach der Krönung Kaiser Karls zum König von Ungarn klar geworden sein, daß der Donaustrom von da an, wo ihm der Inn zufließt, bis nach Orsova hin Ufer bespült, woran Männer und Frauen wohnen, die sich bei allem Festhalten am eigenen angestammten Wesen doch als durchaus verwandt und auf Gedeih und Verderb miteinander verknüpft empfinden und immer empfinden werden, was auch die Zukunft bringt.

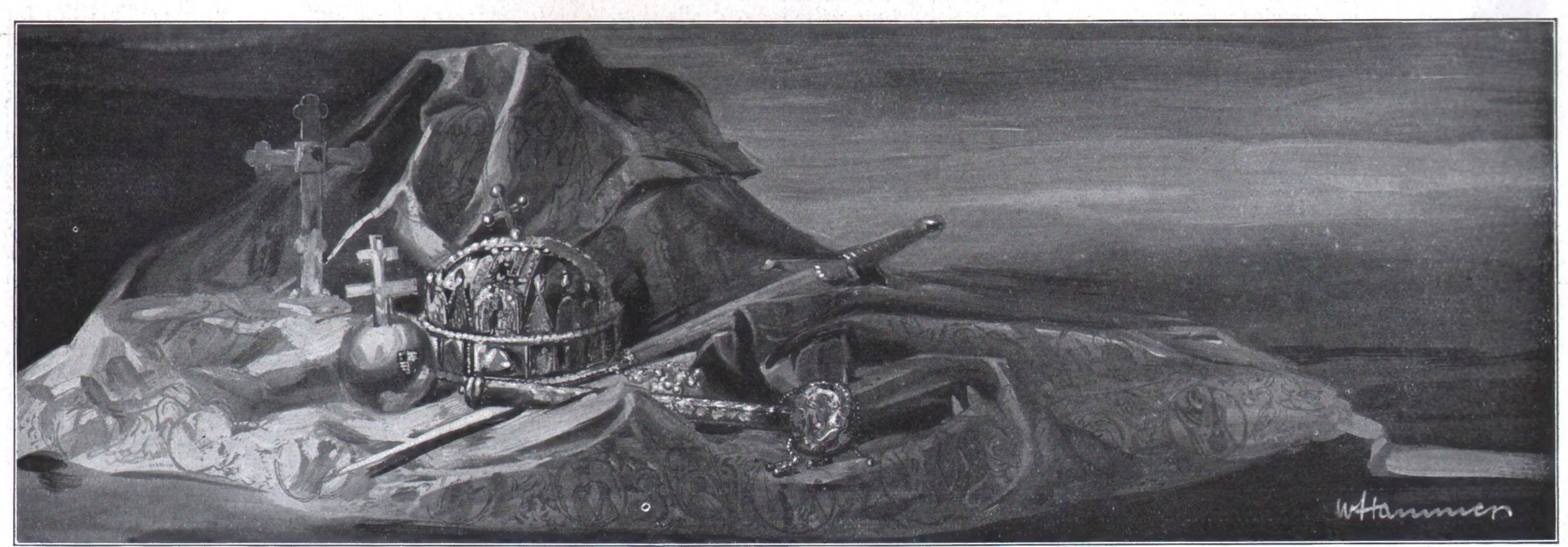
Es hat sich zugleich gezeigt, welche Wunderkraft in den uralten Symbolen ruht. Zwar lehrt uns die Gegenwart, nüchtern zu denken; für Romantik, so will es uns oft vorkommen, ist heutzutage kein Platz mehr auf der von Schützengräben durchwühlten und von Granaten zerfetzten Erde. Und dennoch! Der Glaube, daß das Sinnbildliche wertvoller sei als nur eine schöne Äußerlichkeit, erfährt gerade durch das Budapester Weihefest seine gewichtige Stärkung. Mit heller Freude nahm das edle ungarische Volk die Gelegenheit wahr, jenen Gefühlen Ausdruck zu geben, die wie geheimnisvolle Quellen im Menschenherzen rauschen und nicht einmal durch das schreckliche Dröhnen der Geschütze übertönt werden können.

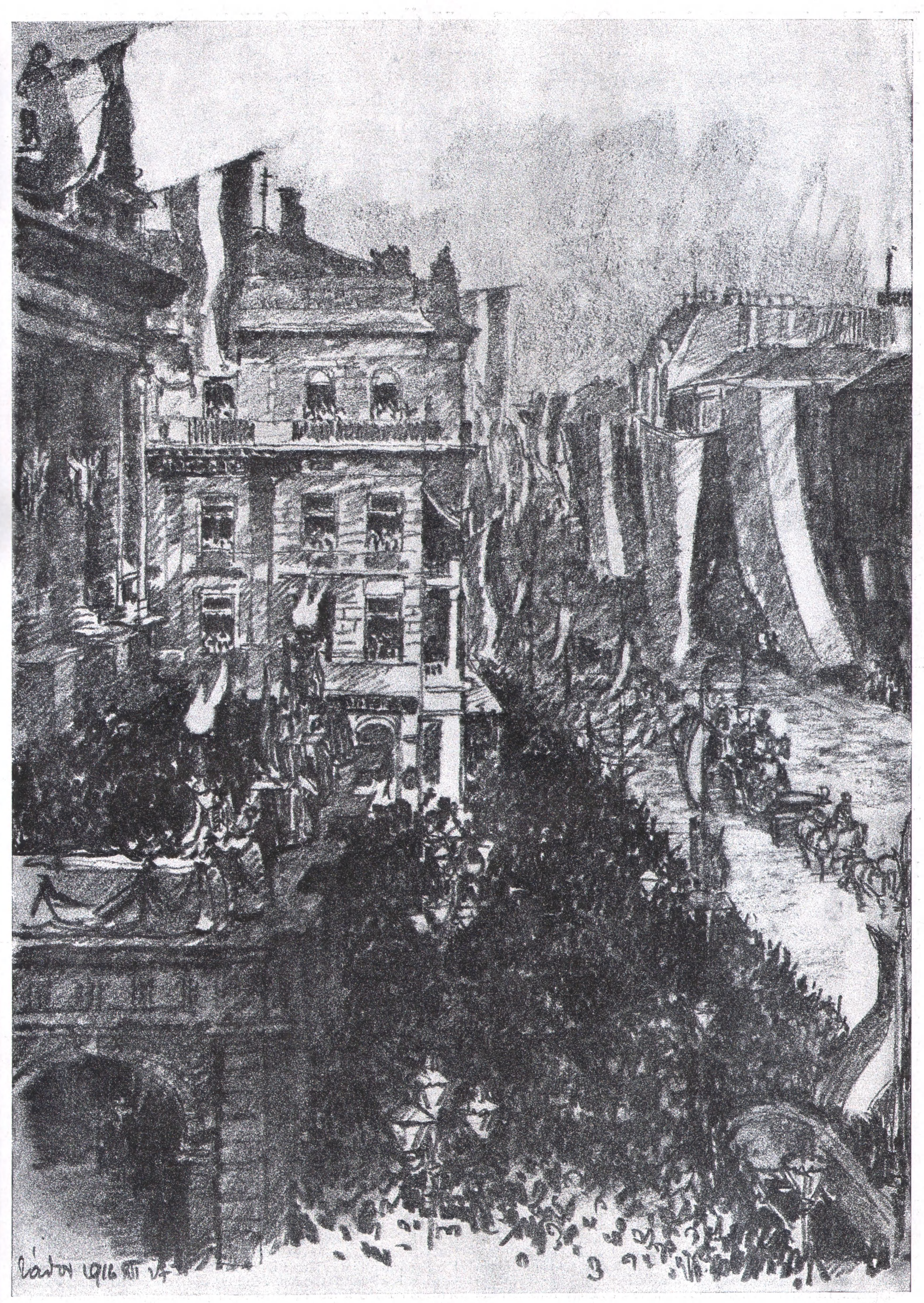
Die Krönung des Königs und seiner Gemahlin, die Eidesleistung des Herrschers vor allem Volke, seine Schwertstreiche in die vier Himmelsrichtungen: das sind Bräuche, die sich in Ungarn nun seit 900 Jahren bei jeder Thronbesteigung in immer gleicher Weise wiederholt haben, und es bedeutet ein köstliches Zeugnis für die Ursprünglichkeit und die Unversehrtheit der ungarischen Volksseele, daß sie selbst jetzt, wo so manche Vätersitte in der Flut des unerhörten Neuen untergeht, darauf bestanden hat, ihren König unter den geheiligten Zeremonien einzusetzen.

Eine Volksgemeinschaft, die in solcher schweren Zeit nichts von dem preisgibt, was sie von ihren Ahnen ererbt hat, ist treu bis in den innersten Kern hinein! In dem Augenblicke, da König Karl die Finger erhob, um den Schwur zu leisten, daß er die Rechte des Landes nicht antasten und seine Macht nicht mißbrauchen wolle, — in diesem Augenblicke schworen auch alle Ungarn dem jugendlich stolzen Herrscher Unverbrüchlichkeit für immer, und als der Ruf „Éljen a király!" von vielen tausend Lippen emporbrauste, da war zwischen dem Einen, um dessen Schultern der Krönungsmantel wallte, und all den anderen, die ihn jauchzend umringten, ein Vertrag geschlossen, wovon nichts auf der Welt auch nur den geringsten Buchstaben auszulöschen vermag.

Mit schlecht verhehltem und auch mit recht grimmigem Erstaunen, davon dürfen wir überzeugt sein, haben unsere Feinde an dem Festtage nach Budapest geschaut. Nicht nur, daß sie wieder einmal eine große Enttäuschung durchmachen mußten — daran dürfte sich ihr Gemüt nachgerade gewöhnt haben —, auch der Schall der Krönungsglocken war ihnen ein so fremder Ton. Alle ihre Äußerungen, zumeist sogar die Worte, die ihre Priester von Kanzel und Altar herab sprechen, triefen von Haß und Vernichtungssucht, — hier aber im Herzen Ungarns ertönte der Klang der Liebe, hier gaben sich Fürst und Volk das Versprechen, unbekümmert um alle Vorgänge da draußen und niemand zuleide gemeinsam am inneren Ausbau ihres Staatswesens weiterzuwirken. Deutlicher kann kein Volk seine Gesundheit und sein felsenfestes Vertrauen auf eine blühende Zukunft beweisen! Das ist echt ungarischer Geist, der keine Anfechtung fürchtet, sondern sich seines Rittertums in den bösesten Wirrnissen gewiß bleibt. Prachtvoll ist dieses Selbstbewußtsein der ruhmreichen Nation, — es wurzelt einmal in dem unumstößlichen Glauben an ihren hohen geschichtlichen und politischen Beruf, dann aber auch in ihrer wahren und jede Prüfung bestehenden Religiosität.

Ja, das Fest seiner nationalen Seele beging das Ungarland, als es seinem König Karl und seiner Königin Zita die glühendste Huldigung darbrachte, und mit dem tapferen Magyarenvolke sind wir alle, die wir im Hause Habsburg Deutschlands nimmer wankenden Verbündeten begrüßen, im Geiste zum Budapester Krönungshügel gewallfahrtet, und auch wir haben ihm, der die vielverheißende Hoffnung seines großen und mächtigen Reiches ist, den Eid der Treue geschworen, einer Treue, die über alle zerstörungsgierigen Gewalten der uns bedräuenden Finsternis sonnenhaft triumphieren wird!





Der Einzug des Königspaares in Budapest am 27. Dezember 1916. Nach einer Zeichnung von Stefan Zádor, Budapest.

DIE UNGARISCHE KÖNIGSKRÖNUNG.

IHRE STAATSRECHTLICHE UND NATIONALE BEDEUTUNG. VON EXZELLENZ ALBERT V. BERCEVICZY, WIRKL. GEHEIMRAT, MINISTER A. D., REICHSTAGSABGEORDNETEM, BUDAPEST.

Die Krönung des Königs von Ungarn hat eine die zeremonielle weit überragende staatsrechtliche und nationale Bedeutung, wie denn auch die »heilige« Stephanskrone weit mehr ist als ein ehrwürdiges Reichskleinod: sie ist ein Symbol, dessen rechtmäßigem Besitzer und Träger allein der Vollbesitz der königlichen Prärogative zusteht, der verkörperte Begriff der der Gemeinschaft der Könige und der Nation innewohnenden staatlichen Souveränität.

Diese Bedeutung der Krone und der Krönung in Ungarn entwickelte sich naturgemäß aus dem alten Recht der Königswahl. Nachdem das Land den Gesetzen gemäß denjenigen als König anerkannte, der mit der Stephanskrone gekrönt wurde, war es ein leichtverständliches Interesse und ein notwendiges Streben der gewählten Könige, ihre Legitimität durch den vorgeschriebenen Krönungsakt gegen alle Anfechtungen zu sichern. Und weil die Nation dies wußte, knüpfte sie naturgemäß diesen staatsrechtlichen Akt an eine vorhergehende Gewährleistung ihrer Rechte, ihrer Gesetze und ihrer nationalen Selbständigkeit.

Im Jahre 1687 wurde das Recht der freien Königswahl abgeschafft, das ungarische Königtum wurde auf die Erben des Hauses Habsburg beschränkt, die tatsächlich schon seit 1526 Herrscher in Ungarn waren; aber das Erbrecht wurde erst im Jahre 1723 geregelt, indem es zugleich auf die weibliche Linie, also auf das Haus Habsburg-Lothringen ausgedehnt wurde.

Die Einführung des Erbkönigtums bedeutete jedoch keineswegs das Preisgeben jener Rechtsgarantien, die der gesetzmäßige Krönungsakt der Nation bot. Der zu krönende König mußte auch weiterhin durch ein Inauguraldiplom und durch einen feierlichen Eid die Gerechtsame der Nation gewährleisten. Und weil dies schon der zweite nach der sogenannten Pragmatischen Sanktion von 1723 auf den Thron gelangte Herrscher, nämlich Kaiser Joseph II., unterließ und sich gar keiner Krönung unterzog, wurden bei der Thronbesteigung seines Nachfolgers, Leopolds II., erneuerte und wirksamere gesetzliche Garantien für die Einhaltung dieser Verpflichtung geschaffen, so zum Beispiel ausgesprochen, daß der Thronerbe sich nach der Erledigung des Thrones innerhalb von sechs Monaten krönen lassen muß, da ihm nur für diese Zeit die königlichen Rechte gleichsam provisorisch (inter medio tempore) zugesichert sind und die Verleihung von Privilegien sowie auch die Sanktionierung von Gesetzen nur dem gekrönten König zusteht.

Es wurde zweimal versucht, sich über die Verpflichtung zur Krönung hinwegzusetzen, einmal in dem schon erwähnten Falle Kaiser Josephs II., der schließlich durch sein Gewissen gezwungen wurde, vor seinem Hinscheiden seine ungesetzlichen Verfügungen zu widerrufen; das zweitemal nach der Niederwerfung der Revolution von 1848–1849. Aber auch dieser zweite Versuch mißlang; die absolute Herrschaft führte die unerfreulichsten Zustände herbei, indem dadurch sowohl die politischen wie die wirtschaftlichen Verhältnisse diesseits wie jenseits der Leitha in einer für die Gesamtmonarchie höchst ungünstigen Weise beeinflußt wurden. Die Weisheit und der Gerechtigkeitssinn Kaiser Franz Josephs triumphierten schließlich über den verknöcherten Absolutismus; er versöhnte sich mit der ungarischen Nation, erkannte ihre gesetzmäßigen Rechte an und ließ sich im Jahre 1867 auf Grund eines Inauguraldiploms krönen, in dem die Gesetzwidrigkeit der Thronentsagungen und der Thronbesteigung vom 2. Dezember 1848 und der darauffolgenden absoluten Herrschaft ziemlich unumwunden zugestanden wird.

Die Krönung von 1867 bedeutet den größten Triumph des der heiligen Stephanskrone innewohnenden lebendigen Rechtsbegriffes; denn sie richtete auf den Trümmern des Absolutismus und der Zentralisation die Verfassung Ungarns wieder auf und verlieh durch den Dualismus der Monarchie eine feste Grundlage, die sich in ihrem jetzigen Kampf ums Dasein glänzend bewährte.

Die am 30. Dezember in Budapest vollzogene Krönung König Karls IV. war allerdings von keiner solchen historischen Tragweite wie diejenige von 1867, weil sie erfreulicherweise unter vollkommen normalen staatsrechtlichen Verhältnissen erfolgte. Der jetzt gekrönte König war im Augenblick des Verscheidens seines glorreichen Vorgängers schon laut des Gesetzes der »rex hereditarius« Ungarns und mußte nur durch die Krönung zum »rex legitimus« geweiht werden.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der streng konstitutionellen Gesinnung des neuen Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn, daß er von der ihm gesetzlich zugestandenen Frist von sechs Monaten kaum mehr als einen Monat in Anspruch nahm. Dies findet nämlich seine Begründung darin, daß der ungarische Gesetzartikel über das Budgetprovisorium des nächsten Halbjahres Anfang Dezember fertiggestellt wurde, mithin die Sanktion des verblichenen Monarchen nicht mehr erlangen konnte. Wenn nun die Krönung und folglich auch die Sanktionierung dieses Gesetzes einen längeren Aufschub erlitten hätten, wäre im Staatshaushalt für einige Zeit ein gesetzloser Zustand eingetreten, der um jeden Preis vermieden werden sollte.

Allerdings war durch diesen Umstand der Krönungsfeier ein so kurzer Termin gesetzt und diese in eine so ungünstige winterliche Jahreszeit versetzt, daß die Prachtentfaltung — auch wegen des bestehenden Kriegszustandes — nicht das Maß der in der Vergangenheit erfolgten Krönungen erreichen konnte. Aber im Zeremoniell wurde trotzdem kein einziges Moment von traditioneller oder konstitutioneller Bedeutung hinweggelassen, und die Krönung bot selbst in dem durch die Umstände gebotenen engen Rahmen ein Bild, das für alle Anwesenden unvergeßlich bleiben dürfte.

DIE UNGARISCHEN KRÖNUNGSINSIGNIEN.

Die heilige Stephanskrone ist in ihrer heutigen Gestalt aus zwei Teilen zusammengesetzt. Die ältere, von Papst Silvester II. stammende Krone besteht aus zwei kreuzförmigen, übereinandergelegten Bogen, die sich über die halbkugelförmige Cappa wölben. Die ältere Krone ist auf das aus Byzanz stammende Diadem gestülpt. Das Goldmaterial der älteren Krone ist dunkler und feiner als das des byzantinischen Teiles, der dafür kompakter gearbeitet ist. Die Zeichnung und Verzierung der römischen Krone ist primitiver als die des byzantinischen Stirnreifens. Die beiden über die Cappa sich wölbenden Goldbogen sind mit Heiligenbildern aus Email reich verziert. Die Mittelstelle, wo die beiden Bogen aneinandertreffen, schmückt ein Bild, das den Heiland auf dem Himmelsthron darstellt. Dort, wo sich die Hände des Heilands befinden, ist das schief gestellte Kreuz angebracht. Das Heilandsbild auf goldenem Hintergrund ist in weißen, grünen, roten und schwarzen Farben gehalten und sehr fein in der Zeichnung. Zu den beiden Seiten des Hauptes befinden sich Abbildungen der Sonne, des Mondes und der Sterne, rechts und links vom Thronsessel stilisierte Bäume. An dieses Bild auf der Spitze der Krone schließen sich nach allen vier Seiten hin die Emailbilder des St. Peter und der Apostel Paulus, Johannes, Jakobus, Andreas und Philippus an. Die einzelnen Figuren sind in dem Stil der Mosaikbilder der italienischen Kirchen aus dem 7. bis 9. Jahrhundert gehalten. Die byzantinische Krone, die den eigentlichen Stirnreifen der Doppelkrone bildet, ist reich mit Email, Perlen und Edelsteinen geschmückt. Die Stirnseite zeigt gleichfalls das Bild des Heilands in farbigem Email. Auf der rückwärtigen Seite ist das Bild des byzantinischen Kaisers Michael Dukas, des Spenders der Krone, sichtbar. Die Aufschriften der Bilder sind griechisch. Weiter sind an dem goldenen Stirnreifen die Bilder des byzantinischen Kronprinzen Konstantin Porphyrogenetes und ein Brustbild des ungarischen Königs Géza angebracht. Auf dem goldenen Hintergrunde des Porträts Gézas steht in griechischer Sprache die Aufschrift: „Geobitz, der Despot und gläubige König der Turku." Geobitz ist die griechische Verballhornung von Géza. Unter Turku sind die Magyaren gemeint, die von den byzantinischen Geschichtschreibern allgemein als Turken bezeichnet wurden. An das Bild des ungarischen Königs reihen sich die Bilder des St. Demetrius, des St. Georgius, des Erzengels Michael und der Heiligen Damian und Kosmas. Die Fassungen der Bilder, der Perlen und Edelsteine sind überaus fein gearbeitet. Der Perlen- und Edelsteinschmuck der Krone ist folgendermaßen angeordnet: Der Stirnreifen ist zu beiden Seiten mit Perlen gesäumt, diese wieder stecken in goldenen Fassungen. Unter dem erwähnten Heilandbilde leuchtet ein dreieckiger, nicht vollkommen geschliffener Saphir. Zu beiden Seiten der Erzengel funkeln tiefrote Granaten. Zwischen den übrigen Emailbildern sind Saphire in Rechteckform, auf der rückwärtigen Seite ein edler Ophir eingelassen. Den Raum zwischen den Bildern Gézas und Konstantins füllt ein geschliffener Saphir aus, der angeblich zur Zeit Matthias II. neu eingesetzt wurde, da der ursprüngliche Stein wegen eines Sprunges entfernt werden mußte. Zu beiden Seiten des Diadems hängen je vier 10 cm lange goldene Kettchen herab, die an ihren Enden Kleeblätter aus Granat, lilafarbenem Korund, Alamandin und Saphir tragen. Ein kleines Goldkettchen hängt von der Mitte des Stirnreifens herab. Ähnliche Diamantkettchen waren bereits auf den Kronen der Sassaniden und der frühesten byzantinischen Kaiser allgemein üblich. Zur Doppelkrone gehört noch das Futter, das in Mützenform eingenäht ist, und das aus Goldstoff besteht. Die Krone mißt im größeren Durchmesser 216, im kleineren 203 mm. Ihr Gewicht beträgt 2056 Gramm. Die Edelsteine, die die Krone schmücken, sind: ein $101\,^1/_8$ karätiger, viereckiger, geschliffener, reiner Saphir, ein



Der Ritterschlag in der Krönungskirche. Nach einer Zeichnung von Professor Franz Márton, Budapest.

ungeschliffener dreieckiger, 110¼ karätiger Saphir, ein ungeschliffener ovaler Saphir von 33⁹/₁₆ Karat, vier kleinere Saphire, zwei ungeschliffene Rubine, 24 erbsengroße Perlen, 205 kleinere Perlen. Der Marktwert der Edelsteine und Perlen wurde seinerzeit auf 6818 Kronen geschätzt.

Der Krönungsmantel ist eigentlich ein Meßgewand (casula), das König Stephan der Heilige bei seiner Krönung in Székesfehérvár trug. Der Mantel trägt die golddurchwirkte Inschrift: »Casula haec data et operata est ecclesiae S. Mariae sitae in civitate Alba anno incarnationis Christi MXXXI indictione XIV. a Stephano, rege et Gisela regina.« (Dieses Meßgewand wurde von König Stephan und der Königin Gisela 1031 nach Christi für die Mariakirche in Székesfehérvár verfertigt und gespendet.) Dieses Meßgewand wurde von St. Stephan und von den späteren Königen bei der Krönung angelegt und wurde dann nicht mehr als casula, sondern als palludamentum, pallium bezeichnet. Die Form der casula ist zum großen Teil heute noch erhalten geblieben. Bemerkenswert ist der Stoff, aus dem der Krönungsmantel gefertigt ist. Es ist alter orientalischer Seidenstoff; mit reichen, goldgestickten figuralen und ornamentalen Verzierungen, die Grundfarbe war purpurn, ist aber heute durch Alter und Feuchtigkeit stark verblichen. Die Stickereien sind aus goldübersponnenen lilafarbenen, grünen und purpurnen Fäden verfertigt und ergaben ehemals eine prächtige Farbenwirkung. Der figurale Schmuck des Krönungsmantels: ein Christusbild, die Gottesmutter, die Propheten, die Apostel, in überaus kunstvoller Anordnung, gilt als einzig in seiner Art. Ein reicheres Kunstwerk dieser Art ist aus dem Mittelalter überhaupt nicht auf uns gekommen.

Das ungarische Königszepter stellt einen auf einem kurzen Stiel befestigten Streitkolben dar. Der Stiel besteht aus vergoldetem Eisenblech, der sich am unteren Ende zu einer kleinen Kugel verdickt. Das obere Ende trägt den im Durchmesser 7 cm großen Kolben aus Kristall. In drei Seiten des Kristalls sind wunderbare Tiergestalten geschnitten, die die Stärke und die Treue versinnbildlichen. Die Kristallkugel ruht in goldgetriebenen Rosenblättern. Die Filigranarbeiten aus Gold, die die vier Seiten des Kristalls und den silbernen Stiel zieren, sind kunstvolle Arbeiten, die gleichfalls aus der Zeit Silvesters II. stammen. Der obere Teil des Kristalls zeigt kufische Schriftzeichen, wie sie in der mittelalterlichen Kunst als kabbalistisches Geheimzeichen oder als Talisman gebraucht wurden. Von der oberen Fassung des Kristalls hängen fünf Goldkettchen herab, die in kleine Goldkügelchen enden. Das Zepter ist wahrscheinlich byzantinische Arbeit.

Der Reichsapfel ist gleichfalls ein Symbol der königlichen Macht, und er stellt einen vergoldeten Kegel dar, auf welchem ein Doppelkreuz angebracht ist. Das Doppelkreuz war früher mit Waffenbildern geschmückt. Jetzt ist nur noch das Wappen der Anjou, die Lilie mit der ungarischen Querbindung vorhanden.

Obgleich es als das Schwert des heiligen Stephan bezeichnet wird, stammt es aus einer viel späteren Zeit, wie schon aus der Form ersichtlich ist. Das Krönungsschwert hat die Form eines Dolches, ist zweischneidig, mit zwei Hohlkehlen. Es ist beim Knauf sehr breit und endet in eine ziemlich dünne Spitze. Unterhalb des Knaufs sind menschliche Gestalten eingraviert.

Gleichzeitig mit der Krone schickte Papst Silvester II. dem ersten ungarischen König auch das apostolische Kreuz, das aber im Laufe der Zeit verlorengegangen ist. Gegenwärtig wird bei der Krönung an Stelle des apostolischen Kreuzes ein künstlerisch ausgeführtes Kruzifix verwendet. Dieses Kreuz stammt aus dem 15. Jahrhundert und ist im italienischen Stil gehalten. Die vier Kreuzenden stellen in kunstvollem Relief einen seine Jungen mit seinem Blute nährenden Pelikan, ferner den Apostel Johannes, die heilige Magdalena und die Mutter Gottes dar.

DIE ENTWICKLUNG DER UNGARISCHEN NATION.

VON FRANZ HERCZEG, REICHSTAGSABGEORDNETEM, BUDAPEST.

Als Geburtsjahr des modernen Ungarns kann das Jahr 1867 gelten. Der ungarische Staat blickt allerdings auf eine tausendjährige, ehrwürdige Vergangenheit zurück, doch wurde seine Entwicklung an der Schwelle der Neuzeit durch die türkische Invasion gewaltsam unterbrochen und die Nation für Jahrhunderte aus dem kulturellen und wirtschaftlichen Verbande der westeuropäischen Völker ausgeschaltet.

Das zähe Ringen Ungarns mit der kühn emporstrebenden osmanischen Macht begann bereits am Ende des vierzehnten Jahrhunderts in den Kriegen um die Vorherrschaft auf der Balkanhalbinsel. Glänzende militärische Erfolge konnten zwar den Sieg der Mohammedaner verzögern, doch nicht verhindern, und nach langwierigen, blutigen Kämpfen, wobei zwei ungarische Könige auf den Schlachtfeldern blieben, wurde das von den europäischen Mächten sich selbst überlassene Land von den Türken überrannt, und im Jahre 1526 fiel die alte Königsstadt Buda in Feindeshand.

Ungarn wurde nun in drei Teile zerrissen. Die große Tiefebene mit der Reichshauptstadt wurde zur türkischen Provinz, aus Siebenbürgen und den angrenzenden Komitaten bildete sich ein ungarischnationales Fürstentum unter türkischer Oberhoheit, während das nordwestliche Ungarn den Königen aus dem Hause Habsburg huldigte.

Die Stadt Buda war anderthalb Jahrhunderte lang Sitz eines türkischen Paschas. Die mohammedanische Sturmflut erreichte mit der Belagerung Wiens (1683) ihren Höhepunkt, dann aber verlief sie sich rasch im Sande. Die Befreiung Ungarns vom Türkenjoch ist die unvergängliche Ruhmestat des Hauses Habsburg, die dieselbe mit Hilfe deutscher Waffen vollzog. Das Befreiungswerk setzte im Jahre 1686 mit der Rückeroberung Budas ein und wurde 1716 mit der Wegnahme Temesvárs glorreich beendet.

Die Türkennot brachte die militärischen Tugenden der ungarischen Rasse zur hohen Blüte, im übrigen aber fügte sie der Nation, die die christliche Kultur Jahrhunderte hindurch mit dem eigenen Leibe zu decken hatte, unersetzliche Schäden bei. Nach Abzug der Eroberer war das Land verwüstet und entvölkert, der Adel verwildert, das Volk verelendet, die prächtige Blüte einer höchst eigenartigen nationalen Kultur geknickt, ihre Monumente zerstört, ihre Schätze verschleppt.

Das österreichische Erzhaus bestieg den Königsthron von Ungarn im Jahre 1526. Die Fürsten dieses Geschlechtes herrschen in Ungarn als Könige und legitime Nachfolger Stephans des Heiligen, nach den Gesetzen der alten ungarischen Staatsverfassung. Diese Konstitution, deren Anfänge in die graue Vorzeit heidnischer Vorfahren zurückreichen, und die die älteste Staatsverfassung des europäischen Festlandes ist, gilt den Ungarn als Vorbedingung ihrer nationalen Existenz und genoß seit jeher eine fast religiöse Verehrung.

Der großartige Machtzuwachs Österreichs hatte zur Folge, daß die Wiener Regierungen sich über die unbequemen konstitutionellen Formen hinwegzusetzen und Ungarn als eine österreichische Provinz zu regieren wünschten. Der Widerstand des auf seine nationalen Freiheiten eifersüchtigen und überdies dem Protestantismus stark zuneigenden Ungarns führte zu Zwistigkeiten, die in den Freiheits- und Religionskriegen zu blutigem Ausbruch kamen. Dem Siebenbürger Fürstentum, das nun als Träger des ungarischen Nationalgedankens auftrat, fiel dabei eine führende Rolle zu.

Auf diese Kämpfe, die der Nation abermals ungeheuer viel Blut und Geld kosteten, folgte eine lange Epoche der inneren Ruhe, während der das resignierte Ungarntum im Rahmen seiner mittelalterlichen Konstitution ein vegetabilisches Scheinleben führte. Die kriegerischen Vorzüge des Volkes fanden in den häufigen Feldzügen König Karls III. und seiner Tochter Maria Theresia Betätigung.

Während Ungarn als Staat bereits fast verschollen war und man die Rasse auf den Aussterbeetat setzte, bereitete die merkwürdig zähe Regenerationskraft die Wiedergeburt der Nation vor. Eine Bewegung, die zur Pflege der ungarischen Sprache einsetzte, ergab einen siegreichen Aufschwung der nationalen Literatur, und seit dem Jahre 1825 trat eine lange Reihe glänzender Talente an die Öffentlichkeit, um sich der Arbeit der nationalen Reformen zu widmen. Mitgliedern des ungarischen Adels gebührt der Ruhm, daß sie, den Privilegien ihres Standes entsagend, dem Volke den Weg aus dem finsteren Mittelalter in die Neuzeit wiesen. Es galt, die Macht einer verknöcherten Klassenherrschaft zu brechen, die Leibeigenschaft aufzuheben, den Adel zur Arbeit zu erziehen, einen Bürgerstand zu schaffen, die morsche Ständeverfassung durch den modernen Parlamentarismus zu ersetzen.

Der radikale Schwung, den die ungarischen Reformbestrebungen nahmen, führte zu dem Zusammenstoß mit den Metternichschen Regierungstraditionen und zu den blutigen Auseinandersetzungen mit Österreich in den Jahren 1848–1849. Ungarn wurde mit russischer Hilfe niedergerungen und einem absolutistischen System ausgeliefert. Der große Gewinn des ungarischen Volkes blieb jedoch sein neuerwachtes nationales Bewußtsein und das Gefühl seiner Kraft.

Das absolutistische Regime behauptete sich unter verschiedenen Formen bis zum Jahre 1867. Nach dem preußischen Krieg und dem Friedensschluß zu Prag fühlte das Herrscherhaus das Bedürfnis, mit Ungarn Frieden zu machen und die Monarchie neu zu organisieren.

Der Ausgleich des Jahres 1867 schuf ein staatsrechtliches System, das der tausendjährigen ungarischen Staatsidee voll Rechnung trug. Die Österreichisch-Ungarische Monarchie besteht nun aus zwei miteinander durch die Dynastie für ewige Zeiten verbundenen, doch voneinander unabhängigen und gleichberechtigten Staaten: dem Königreiche Ungarn und dem Kaiserreiche Österreich. Jeder dieser Staaten besitzt seine souveräne Volksvertretung und seine verantwortliche Regierung. Gemeinsam sind die Angelegenheiten der diplomatischen Vertretung und der Heeresmacht, deren Führung durch die Delegationen der beiderseitigen Volksvertretungen beeinflußt wird.

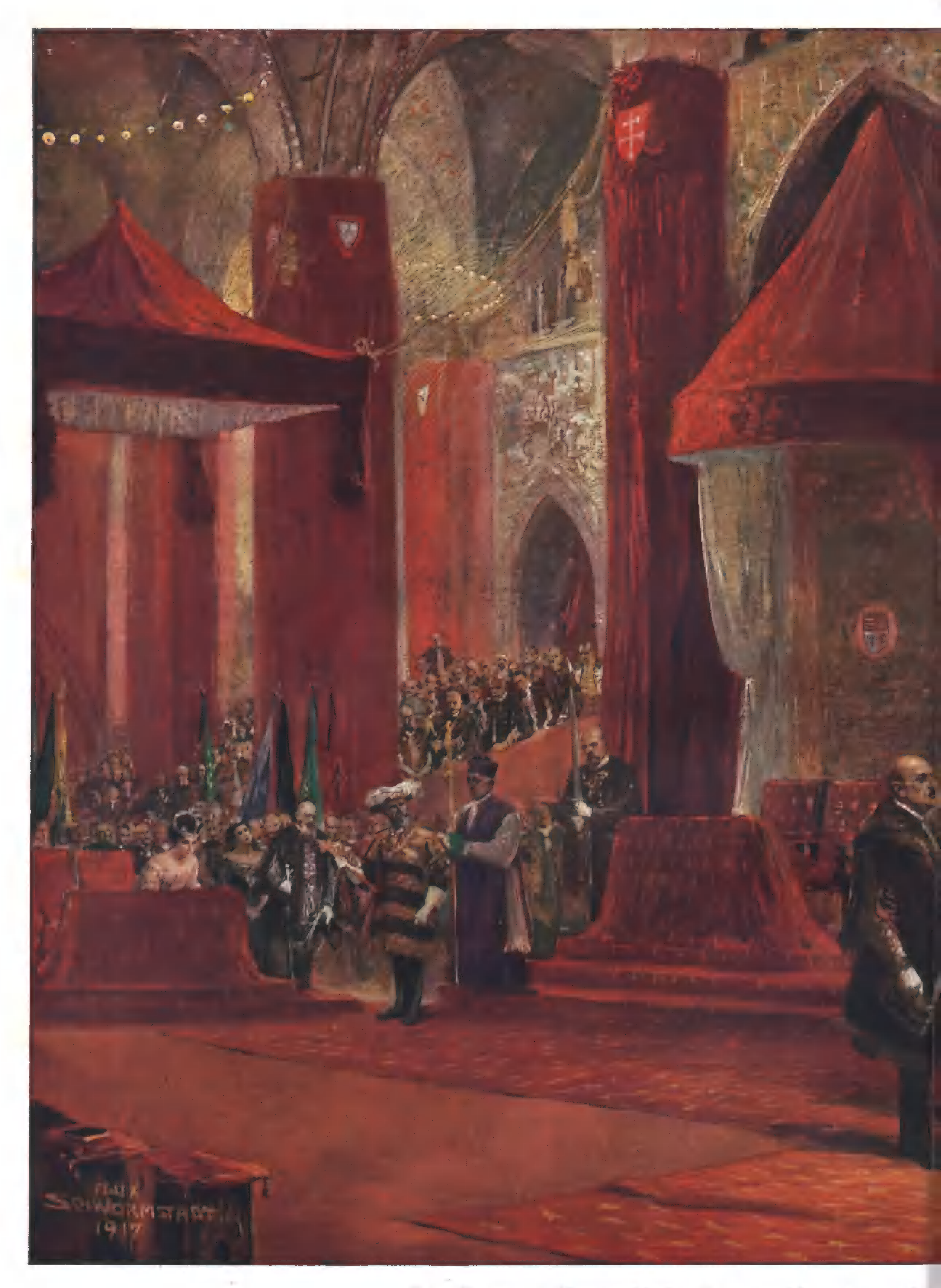
Nach Abschluß des Ausgleiches ließ sich Franz Joseph nach dem Brauche seiner Vorfahren zu Budapest zum König von Ungarn krönen. Die Königskrönung in Ungarn ist nicht bloß ein religiös-symbolischer Akt, sie besitzt vielmehr eine hohe staatsrechtliche Bedeutung. Die Stephanskrone ist das geheiligte Wahrzeichen der Nation, sie wird dem König durch die Vertreter des Volkes aufs Haupt gesetzt, und der Monarch tritt erst nach Vollzug des Krönungsaktes in den Vollbesitz seiner Herrscherrechte. Die Bedingungen der Krönung sind der Erlaß eines Königlichen Inauguraldiplomes und die öffentliche Eidesleistung des Königs. Der Text des Diplomes und der Wortlaut des Eides werden dem neuen Herrscher von Fall zu Fall von der Volksvertretung unterbreitet und beziehen sich auf den Schutz der Verfassung und die Wahrung der Gesetze.

Der sehr bedeutende kulturelle und wirtschaftliche Aufschwung Ungarns beginnt mit dem Jahre 1867, seit die Nation ihr Schicksal in eigenen Händen hat. Binnen fünfzig Jahren ist an Stelle des alten St.-Stephansreiches ein kräftig ausschreitendes, modernes Staatswesen entstanden. Und es ist unstreitig, daß die freie Entwicklung seiner nationalen Eigenheiten, die durch die Dualisierung der Monarchie ermöglicht wurde, die ungarische Nation in die Lage versetzte, in diesem Kriege ihren Pflichten dem Herrscherhause und den Verbündeten gegenüber mit voller Einmütigkeit und hoher Opferwilligkeit genügen zu können. Und so liegt die Erstarkung der ungarischen Nation im Interesse Österreichs und des mitteleuropäischen Bundes.



Verlag Könyves Kálmán, Budapest.

Landesnahme durch Arpád, den ersten Großfürsten der Magyaren. Ausschnitt aus einem Originalgemälde von Michael Munkácsy.



Die Krönung König Karls IV. von Ungarn in der

Nach einem Gemälde des nach Budapest entsandten Sond



r Krönungskirche zu Budapest am 30. Dezember 1916.

zeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

KÖNIG KARL.

VON DR. ARTUR GÁSPÁR, KÖNIGLICH UNGARISCHEM SEKTIONSRAT, BUDAPEST.

Die Weltgeschichte wird von Menschen geschrieben. Für Könige anders und anders für die Völker. Die Machthaber müssen daher in die Katakomben der Weltgeschichte die Fackel der Welterfahrung und der Menschenkenntnis mitnehmen, um unter der vermoderten Maske mumifizierter Gestalten die ewig menschlichen Tugenden und Sünden entdecken zu können.

König Karl war nicht darauf angewiesen, die Moral der Weltgeschichte aus vergilbten Büchern und aus einseitigen Vorträgen der Prinzenerzieher zu erforschen. Der tägliche Frührapport bietet dem jugendlichen Herrscher eine Fülle welterschütternder Ereignisse und Lehren, wie sie sonst auf Jahrzehnte aufgeteilt waren.

Seitdem den ersten Ansturm der kolossalen feindlichen Übermacht in den Karpathen und an der italienischen Front ein Häuflein bärtiger Landsturmmänner zum Scheitern brachte, müssen wir die Parallele der Thermopylae-Verteidigung nicht in alten Klassikern suchen. Die Teilnehmer und Zeugen des Weltkrieges haben es nicht nötig, nach Schulbüchern zu greifen, um erhebende Beispiele männlicher Tugenden zu finden. Unser König war Zeuge des Zaubers, durch den sich die Friedensarmee zu einem siegreichen Millionenheere entwickelt hat, das mit unseren treuen Verbündeten vereint in Rußland, in Italien, in den Karpathen und im Südosten der gerechten Sache zum Erfolge verhilft. Dieser Werdegang bietet die bewunderungswürdigsten Beispiele stoischer Selbstverleugnung und unbeugsamer männlicher Zuversicht. Wer unsere unvergleichlichen Truppen nicht in den schweren Zeiten dieser Entwicklungsperiode sah, wird das richtige Heldentum in seiner edelsten Form nie ganz erfassen können. König Karl hat auch *diese* Schule durchgemacht. Dann gewann er in den Schützengräben des russischen Sumpflandes, auf den Eisfeldern der Karpathenhänge und in der Zone des ewigen Schnees der Alpenwelt tiefen Einblick in die Seele des Volkes.



König Karl IV. im Krönungsornat. (Hofphot. Strelisky, Budapest.)

König Karl hat die edlen Elemente, aus denen die seelische Einheit seiner Kriegsmacht hervorging, im unmittelbarsten Verkehr mit seinen Soldaten kennen gelernt. Auf die empfängliche Seele des jungen Herrschers konnte jene elementare Gewalt, die aus der Vereinigung der reinsten patriotischen Gefühle entspringt, nicht ohne tiefe Wirkung bleiben. Die machtvolle Solidarität Österreichs und Ungarns im Weltkriege liefert einen unwiderlegbaren Beweis dafür, daß die an der heimatlichen Erde und an deren heiligen Überlieferungen haftenden nationalen Gefühle die sicherste Gewähr der Treue bieten. Der Honved, der unter den Schollen Wolhyniens schlummert, und der am Karpathenhange begrabene Tiroler Landesschütze träumen in fremder Erde von einem ihnen beiden gleich Teueren, für das sie den Heldentod starben. Der eine wie der andere hat für das Heiligste gekämpft, was seine männliche Seele erfassen konnte. Der einfache Mann hat es mit wunderbarer Intuition begriffen, daß wir einer für alle und alle für einen einstehen müssen. Diese warme Kameradschaft unserer Soldaten lernte der Thronfolger im Schützengraben kennen, und daraus leitete der König gewiß seine Folgerungen. Er eilte von der Front nach Hause, um die Weihe mit der ungarischen Königskrone zu empfangen und hierbei der Verfassung Ungarns den Eid königlicher Treue zu leisten. Und er nahm die Zügel fest in die Hände, um seinen Völkern die Vorbedingungen einer siegreichen Beendigung des blutigen Ringens und der produktiven Friedensarbeit nach Kriegsende zu sichern.

Jeder seiner Entschlüsse trägt das Merkmal eines klar ausgeprägten Willens an sich, und es ist nicht schwer, die Grundrisse des Systems zu erkennen: König Karl kommt aus der Schule der starken Männer. Er ist von der Überzeugung durchdrungen, daß nach der Entscheidung mit den Waffen eine nicht minder schwerwiegende Entscheidung mit den friedlichen Waffen kultureller, wirtschaftlicher und sozialer Arbeit folgen muß. Die Konzentration der Kräfte muß daher fortdauern. Diese Aufgaben erfordern Männer, die zum Führen der aus dem Felde mit berechtigtem Selbstbewußtsein Heimkehrenden fähig und würdig sind.

In der auswärtigen Politik wurde der bisherige Kurs fest beibehalten. Im Weltkriege hat sich das Bündnis mit Deutschland für beide Parteien am besten bewährt. In dieser Hinsicht hat der junge Herrscher das Vermächtnis Franz Josephs, des größten Staatsmannes seines Zeitalters, mit innigster Überzeugung zum Grundpfeiler seiner auswärtigen Politik gemacht. Das treue Bündnis der Mittelmächte von der Nordsee bis zu den Dardanellen repräsentiert eine unbesiegbare Macht und ein mächtiges Wirtschaftsgebiet, innerhalb dessen Grenzen die Teilnehmer des Bundes durch freundnachbarliche Abmachungen die Blockadepolitik der Ententemächte jeder Chance des Erfolges berauben.

Das Bündnis der Armeen der Mittelmächte ist in das Bewußtsein der Völker tief eingedrungen. Der deutsche Soldat, der Schulter an Schulter mit dem Wiener „Deutschmeister“ und dem ungarischen Honved die Karpathen verteidigt, erinnert sich an die schweren Kämpfe an der Bzura und Nida, wo unsere Braven den gegen Deutschland gerichteten Stoß der russischen Hauptmacht aufzuhalten halfen. Wir kämpften auch an der deutsch-russischen Grenzmark für unser Vaterland, und der deutsche Krieger, der aus seiner Heimat über französische und russische Schlachtfelder nach Ungarn kam, um den gemeinsamen Feind niederwerfen zu helfen, kämpft auch in den Karpathen für sein Vaterland. Dieses Gefühl der Bundestreue und der Solidarität läßt Entfernungen und Grenzen unbeachtet und verträgt sich dabei wunderbar mit dem an der heimatlichen Scholle haftenden fanatischen Glauben. Wie der Deutsche der erhabenen Inkarnation germanischer Kraft und modernen deutschen Wissens, dem Kaiser, von tiefster Überzeugung durchdrungen, Gefolge leistet, so folgen wir dem Rufe unseres jungen, edlen Königs, dessen leuchtende Gestalt aus dem Feuer der Renaissance männlicher Kraftentfaltung hervorging.

Ich hatte Gelegenheit, den tiefen Eindruck, den König Karl — damals noch Thronfolger — auf seine Soldaten ausübte, unmittelbar zu beobachten. Es war im Winter 1914. Der Thronfolger hatte die Truppe in der Front kurz vorher besucht. Die Leute besprachen eben das Ereignis, und aus den von stolzer Freude durchdrungenen Fragmenten konnte ich entnehmen, daß „er jung, stramm, schneidig“ ist, daß „wir die dort drüben heraushauen werden“, weil es die Leute hier „ihm“ versprochen haben, und daß „er durch und durch Soldat ist; man könnte glauben, er ist nicht anders wie unsereins, spricht mit jedem in seiner Muttersprache, und zwar kernig, wie man zu Hause spricht ....“ — Diese einfachen Leute aus österreichischen Ländern und aus verschiedenen Teilen Ungarns — in Sprache, nationaler Eigenart und heimatlichen Erinnerungen grundverschieden — sprachen vom Allerhöchsten Gaste ihres Schützengrabens, wie sie es eben fühlten. Es waren schlichte Leute. Die schmutzigbraune Lehmerde hat ihre verwitterten Mäntel noch feldmäßiger gefärbt. In dieser feldgrauen, selbstbewußten Welt erwiesen unsere Braven ihrem Allerhöchsten Gast die höchste Ehrung, indem sie ihn aus der Welt der kalten Titel und Würden in die Epopöe des Schützengrabens entführten.



Königin Zita im Krönungsornat. (Hofphot. Strelisky, Budapest.)

Der junge König hat auch im Hinterlande die Herzen erobert. Die Zeit, die er als Thronfolger und jetzt vor der Krönung in Ungarn verbrachte, wird für jeden, der Gelegenheit hatte, in seine Nähe zu gelangen, unvergeßlich bleiben. Als der junge König mit der poetisch liebreizenden Königin Zita vor der Krönung in seine ungarische Residenz einzog, umringte das Volk das Königspaar mit begeisterten Ovationen. Der Anblick war berauschend. Im offenen Blicke, im entschlossenen, lebensfrohen Antlitz, in der ganzen Persönlichkeit des Königs erkannten wir eine von stolzer Zuversicht erfüllte jugendlich frische Seele.

Der Krieg hat — wie allerorts — auch in den Ländern des Kaisers und Königs Karl Wunden geschlagen. Alle Kräfte des öffentlichen Lebens müssen zur Arbeit des Wiederaufbauens herangezogen werden. Das patriotische Pflichtgefühl des Hinterlandes hat auf sozialem und humanitärem Gebiet auch bisher fast ebenso Wunder geleistet wie der Heldenmut der Kämpfer in der Front. Und in dieser wundertätigen Arbeit, welche die Wunden heilt und Tränen trocknet, hat die Kaiserin und Königin Zita mit dem Zauber ihrer poetisch edlen Persönlichkeit die Rolle der mythischen Gestalt der unvergeßlichen Königin Elisabeth in der würdigsten Weise übernommen.

Der „junge König“ unserer Märchenwelt ist in sein ungarisches Königsschloß, das die wunderbarste Donaulandschaft, das großartige Stadtbild von Budapest, aus der Höhe beherrscht, mit der jugendlich holden Königin eingezogen. Der historisch alte Stadtteil des weltstädtischen Budapest — die Königsburg am Hügel jenseits der Donau — umschließt ein poetisches Stilleben mit dem stilgerechten Rahmen des Dornröschen-Märchens.

Nach dem Mittagstisch verläßt der junge König das Schloß und geht in den heimlich anmutenden alten Gäßchen des an Alt-Nürnberg mahnenden Stadtteiles spazieren. Es begleitet ihn nur ein Adjutant. In einer engen Seitengasse entdeckt ein kleiner Schulknabe den König seiner Märchenwelt. Er folgt ihm, wie von einem Zauber hingezogen. Dann gesellt sich auch ein kleines resolutes Mädchen, das richtige Rotkäppchen, zur Gruppe und grüßt:

„Guten Morgen, Onkel König!“

Der König erwidert den Gruß, freundlich lächelnd. Die Gruppe nimmt zu und wird dreister. Ein kleines Bürschlein lüftet den Hut und ruft:

„Es lebe der König!“

Ein Engelchor von feinen Stimmchen wiederholt den Ruf mit unverdorbener kindlicher Freude. Der junge König lächelt den Kindern freundlich zu, und die Gruppe nimmt mit jedem Schritt zu. Die Leute bleiben stehen und sehen der Gruppe, mit Tränen in den Augen, lächelnd nach.

Es ist ein unvergeßliches Bild, der junge König mit seiner Cortege von hundert Kindern, groß und klein ...

KÖNIGIN ZITA. / VON GRÄFIN ALBERT APPONYI, BUDAPEST.

Die ungarische Krönung ist ein religiöser und zugleich staatsrechtlicher Akt, durch den der König erst in den Vollbesitz seiner königlichen Macht gelangt. Das Gesetz bestimmt dem neuen König eine Frist von sechs Monaten von der Thronbesteigung an, innerhalb deren die Krönung erfolgen muß. In Anbetracht der Kriegszeit und der Unberechenbarkeit der Ereignisse hat aber Karl IV. den Entschluß gefaßt, sich so bald als möglich krönen zu lassen, um seiner konstitutionellen Pflicht ungesäumt Genüge zu tun, jedoch mit möglichster Umgehung aller festlichen Veranstaltungen, die mit dem Ernst der Zeit so wenig im Einklang sind.

Die Liebe seiner Untertanen, die Freude und Dankbarkeit über die rasche Erfüllung der Krönungspflicht hat aber aus dem rein staatsrechtlichen Akt ein Freudenfest gemacht, dessen Mittelpunkt selbstverständlich die Person des Königs bildete, aber neben ihm, unzertrennlich mit ihm verbunden, sahen wir die strahlende Erscheinung unserer holden Königin.

Nicht nur der König, auch die Königin wird, unter den gleichen Zeremonien, mit der ehrwürdigen Krone des heiligen Stephan gekrönt, nur wird sie ihr nicht auf das Haupt gesetzt, sondern ihre Schulter wird mit derselben berührt. Unsere Konstitution räumt wohl der Königin keinen besonderen Wirkungskreis ein, doch liegt es in ihrer Macht, unendlich viel zur Linderung des Elendes, zur Verbreitung sozialer Einrichtungen auf allen Gebieten zu wirken. Königin Zita ist bei der Krönung zum ersten Male in die Öffentlichkeit getreten, bis dahin lebte sie nur ihrer Familie. Sie war wohl im Laufe des vorigen Jahres, als Gattin des Thronfolgers, in Budapest, doch war das nur ein ganz kurzer Aufenthalt, der dem Besuche einiger Spitäler und Kriegswohlfahrtseinrichtungen galt. Mit um so größerer Erwartung und Spannung richteten sich alle Augen der neuen Landesmutter entgegen, die eine lang verwaiste Würde übernimmt, eine Würde, die im Herzen der Ungarn unzertrennlich war von dem Andenken an die verehrte Königin Elisabeth, deren Liebe zu Ungarn und Verdienste um Ungarn ewig unvergeßlich bleiben werden. Alles, was bisher über die junge Königin in die Öffentlichkeit gedrungen ist, berechtigt zu den schönsten Erwartungen. Wir wissen, daß ihre aus Liebe geschlossene Ehe die denkbar glücklichste ist, daß sie, bis jetzt nur mit ihren Familienpflichten beschäftigt, ihrem Gatten und ihren Kindern das reinste Familienglück sichert. So dürfen wir hoffen, daß sie mit derselben Liebe ihre Untertanen umfassen wird. Schon als Thronfolgerin hat die Königin eine schöne Probe barmherziger Liebe und Hilfsfreudigkeit gegeben, indem sie die durch den Einbruch der Rumänen verwüsteten Gegenden Siebenbürgens, sobald der Feind vertrieben war, aufsuchte und überall Trost und Hilfe spendete. Als Königin setzt sie die als Thronfolgerin begonnene ersprießliche Tätigkeit fort. Sie geruhte, das Protektorat der Hilfsaktion „Pro Transsylvania" zu übernehmen und führte den Vorsitz bei der konstitutionellen Sitzung dieser Vereinigung, die zwei Tage vor der Krönung in der Ofener Königlichen Burg stattfand. Ihre Majestät fördert auch nach Möglichkeit alles, was auf dem Gebiete des Kinderschutzes geschieht, und zeigt das wärmste Interesse für die Kriegshilfseinrichtungen.

Der Ruf, der der Königin als Gattin und Mutter, als Förderin aller gemeinnützigen Bestrebungen voranging, hatte ihr schon im voraus die wärmste Sympathie aller Ungarn erweckt, durch ihr Erscheinen in unserer Mitte hat sie vollends alle Herzen gewonnen.

Bei der Krönung in dem reich mit Gold gestickten, langen, weißen Atlaskleide, den weißen Spitzenschleier auf dem Haupte (dies ein Bestandteil des ungarischen Nationalkleides), machte die jugendliche, mädchenhaft aussehende Königin Zita weit mehr den Eindruck einer anmutigen Braut als den der Mutter vier blühender Kinder.

Der Ernst, die Andacht, die weihevolle Stimmung, die sich auf dem Antlitze und in jeder Bewegung beider Majestäten spiegelte, zeigt, welche hehre Auffassung sie von ihrem hohen Berufe haben. Der gemütvolle Gedanke, dem die Königin folgte, als sie, im Widerspruch zur Hofetikette, den kleinen vierjährigen Kronprinzen sowohl zum Begräbnisse des verewigten Königs als auch jetzt zur Königskrönung mitbrachte, bekundet ein warmfühlendes Herz, das die rein menschlichen Gefühle höher als Hofetikette und Gewohnheit zu werten weiß.

Während der kurzen Freudentage der Krönung haben wir Ungarn Königin Zita kennen und lieben gelernt und hoffen, sie je eher und auf je länger in unserer Mitte zu sehen.

Kronprinz Otto. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

DREI BLICKE. / EINDRÜCKE VON CÄCILIE V. TORMAY, BUDAPEST.

Ungarn blickte dreimal in die Augen seiner jungen Königin empor, und das vielgeprüfte, das oft enttäuschte und dennoch getreue — öffnete ihr sein Herz. Drei Blicke! Das war alles. So wenig und doch so unsagbar viel. Denn alle drei leuchteten in entscheidenden großen Schicksalsstunden auf.

Im Sommer des Jahres 1914 griffen die Fahnen ungestüm in das Sonnenlicht über Budapest. Einberufungsplakate an den Mauern. An den Straßenecken Honveds, Husaren, Rekruten . . . Bauern vom Tieflande in bunten Volkstrachten, die Hände ihrer Frauen zum Abschied drückend. Das waren sie, die mit hartem, lauthallendem Schritt so durch die Hauptstadt zogen, als wäre die ungarische Erde selbst aufgebrochen, um ihren Leib zu verteidigen.

Ein blauer Sommertag und unter Fahnen, Blumen und Hymnen ein todesmutig entschlossenes Volk.

Schon stand der Krieg, auf seine Sense gestützt, in den Marken der Stadt, — doch hatte er noch keine Opfer, noch war keiner gestorben, noch lebten sie alle . . . Am Rande der Straßen harrte mit entblößtem Haupte die Menge. Weiße Tücher flatterten in der Luft. In der Hofkarosse ein junger Offizier in feldgrauer Uniform, an seiner Seite eine junge, fürstliche Frau. — Die Erscheinung tauchte auf und ist rasch wieder entschwunden.

So kurz war der Augenblick, wie wenn eine leichte Schaukel durch die Lüfte schwingt. Die Schaukel fliegt: ein bezaubernd ergreifendes, fast mädchenhaftes Frauenantlitz gleitet im Sonnenlicht vorüber, zwei große goldbraune Augen blicken herab, eine kleine, schmale Hand im Handschuh winkt. Die Schaukel fliegt, steigt . . . Schon ist sie hinter den Burgmauern des königlichen Buda verschwunden . . . und fliegt nicht mehr zurück.

Der Moment war kurz, doch lang genug, daß das Auge eines Landes dem Auge der hohen Frau begegnen konnte, die die Erbin seines Thrones, — die seine Angelobte war.

Hinter dem Wagen kehrten sich die Gesichter einander zu.

»Wie schön ihre Augen sind . . .«

Fortan vergaß es keiner mehr, daß in jenen schönen Augen einer Fürstin eine Bitte war. Und das ungarische Volk, dessen antwortender Blick in dieser Sekunde alles versprach, hat auch alles gehalten.

Zwei blutige, siegreiche, leidvolle Jahre waren vergangen. Der ruchloseste Verräter des Weltkrieges hatte seine raublüsterne Hand erhoben, und über Siebenbürgen, Ungarns tausendjährige Grenzwehr, wälzte sich der rumänische Schlamm ins Land. Als die Sumpfmassen wieder in ihr Bett zurückgefegt waren, da starrten die Ruinen des ungarischen Lebens, der ungarischen Arbeit, der ungarischen Heimstätten in tragischer Nacktheit aus dem heimgesuchten Gelände.

Über dieser herzzerreißenden Trümmerstätte, dort unten im verwüsteten Siebenbürgen, trafen sich zum zweiten Male die Blicke Zitas, der Thronfolgerin, und des ungarischen Volkes.

Und Ungarn fühlte, daß es in das Auge seiner barmherzigen, opferwilligen Lebensgefährtin geschaut hatte.

»Mehr für euch als für mich!« Von Parmas Veilchen, von karrarischen Marmorbergen, aus ihrer meerumspülten Heimat — aus ihrer schönen Jugend, hat die Königin ihr edles Losungswort mit sich gebracht; das Wort, in dem sie ihre ganze Seele beichtet. »Mehr für euch als für mich« . . . aus ihrer frühen Jugend nahm sie den Spruch mit, brachte ihn nach Siebenbürgen, und als sie in seinem Geleite ihren Weg begann, — da trat sie erst wirklich auch ihren Weg an auf der ungarischen Erde, durch die ungarischen Herzen: den Weg in den Spuren Elisabeths auf dem tausendmal gesegneten Pfade . . .

Am Tag, da vor dem Altar und unter Ungarns freiem Himmel der heilige Bund geschlossen ward: am Krönungstag geschah es zum dritten Male, daß die Nation und die Königin einander in die Augen sahen.

Bei dem Feuerschein einer entzündeten Welt, zur Zeit der wankenden und stürzenden Reiche, setzte das ungarische Volk seine tausendjährige Krone, mit erhaben ruhiger Hand, auf das junge Haupt seines Königs, weihte mit ihr die Schulter seiner jungen Königin.

Im majestätischen Prunk seiner Krönungsfeier lächelte die ungarische Nation mit dem Stolze eines Jahrtausends in den Weltkrieg. Die diese Feier gesehen haben, fühlten, daß ein Volk, das in seinen blutigen Leiden so erhaben zu lächeln vermag wie das ungarische in dieser Krönung, nicht untergehen kann, — fühlten, daß dieses Volk stark ist und leben wird.

Aus ihrem mit acht weißen Pferden bespannten Märchenwagen erwiderte dieses Lächeln die schleierumwallte, gekrönte Königin. Sie gab ihrem Volke ihr junges, aus gemeinsamem Leid, aus gemeinsamer Freude gewobenes wunderbares Lächeln.

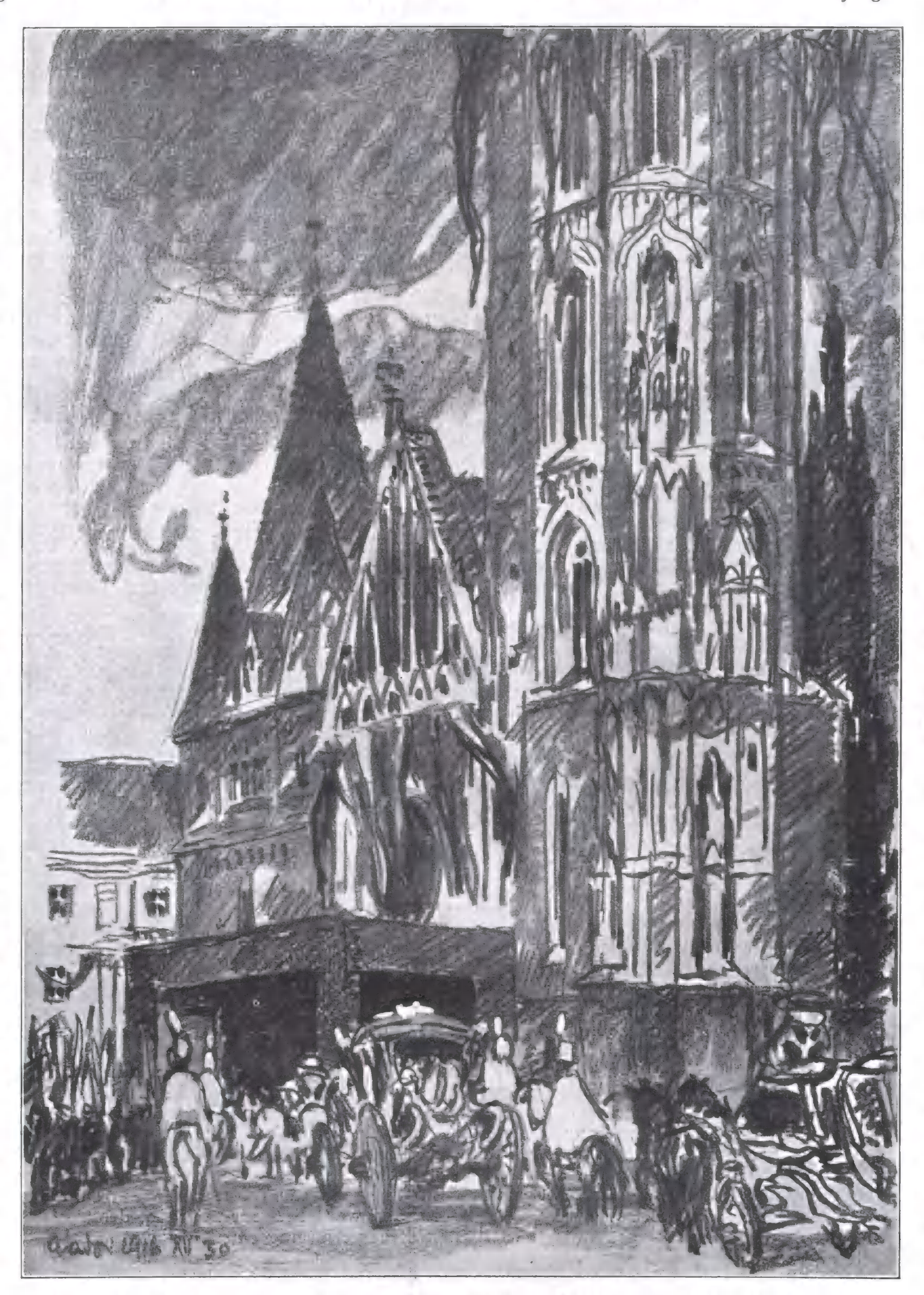
Sie, die es weiß, aus wie viel ungarischen Soldatengräbern Kreuze auf Europas Friedhof gewachsen. Die es weiß, wie viele Waisen und Witwen hier geblieben sind, sie wußte auch, weshalb dem »Eljen« rufenden, lächelnd krönenden Volke Tränen im Auge standen.

In einem großen Moment trafen die zwei Blicke wieder zusammen. Und wie die rührend junge Königin durch die Reihen ihres Volkes hinzog, da wurde sie mit einem Male die Mutter aller Ungarn, und ihr kleiner Sohn an ihrer Seite, der kindliche Thronfolger — wurde das Kind jedes Ungarn.

Der weihevolle Schauer gegenseitigen Verständnisses durchbebte Volk und Königin.

Baten sie doch beide um dasselbe. Um Liebe baten sie einander. Dies war der dritte Blick.

Die Krönung ging vorüber. Und seither erwartet Ungarn nicht die Wiederkunft: die Heimkunft seiner Königin erwartet es. Wir harren ihrer, um ihr zu geben, was sie von uns erbat, um zu empfangen, worum wir sie baten.



Die Auffahrt des Krönungszuges zur Krönungskirche. Nach einer Zeichnung von Stefan Zádor, Budapest.

Berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Heinrich Horvát.

GRÜSSE DER

DER GRUSS ÖSTERREICHS.

VON PROFESSOR DR. HANS UEBERSBERGER, WIEN.

Noch niemals in ihrer Jahrhunderte alten Geschichte haben die breiten Volksmassen in Österreich und Ungarn ein so starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit beider Teile der Donaumonarchie gehabt als seit jenem Tage, da ihr alter ehrwürdiger Herrscher sie gegen den gemeinsamen Feind zu den Waffen rief. In guten und schlimmen Zeiten haben seit jenem schicksalsschweren Tage die Völker der Monarchie, sei es in der gemeinsamen Armee, sei es in der österreichischen oder ungarischen Landwehr oder im österreichischen oder ungarischen Landsturm Schulter an Schulter um den Bestand Österreichs und Ungarns gekämpft und sich gegenseitig besser verstehen gelernt. Während die Feinde den Zerfall des Habsburger Reiches als sichersten Posten in ihren Berechnungen buchten, während sie über seine Aufteilung Verträge abschlossen, zerschellten ihre wütenden Angriffe an dem Eisenwall der tapferen Armeen Österreich-Ungarns und seiner treuen Verbündeten. Die ungeheuren Menschenmassen, die Rußland schon in diesem Kriege gegen die Monarchie in Bewegung gesetzt hat, sowie seine Wühlarbeit vor und nach Kriegsausbruch innerhalb derselben, sie haben mehr als alle schönen Reden und Verbrüderungsfeste gezeigt, welche Gefahr für die staatliche Selbständigkeit und die kulturelle Entwicklung Ungarns und Österreichs der Koloß im Osten in Gegenwart und Zukunft darstellt. Man wird es in Österreich nie vergessen, daß Graf Julius Andrássy der Ältere durch das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis von 1879 den stärksten Damm gegen die russische Flut aufgerichtet hat, dessen Widerstandskraft sich in diesem Kriege so glänzend bewährte. In Julius Andrássy verehren Österreich und Ungarn in gleicher Weise das politische Genie, den politischen Weitblick. Das Andenken an ihn allein ist schon für beide Teile der Monarchie ein Bindeglied, ein Programm. Das starke Reich, das er aus den beiden gleichberechtigten Hälften der Monarchie mit zimmern half, es hat die brausenden Stürme des Weltkrieges überdauert und wird aus denselben, weil der in ihm wohnenden Kraft bewußter, stärker hervorgehen.

Der politische Geist, der Ungarn beseelt, dem dieses so viele ausgezeichnete Politiker und Staatsmänner verdankt, feierte in diesen Tagen bei den Krönungsfeierlichkeiten symbolisch seinen Triumph. Nicht ganz neidlos können Österreich, die Deutschösterreicher und vielleicht die Deutschen überhaupt auf die politische Begabung des Ungarntums blicken, die diesem kleinen Volke schon so große politische Erfolge beschert und ihm eine so glänzende Stellung in der Monarchie verschafft hat. Wir dürfen aber hoffen, daß dieser politische Geist auch dem Wiederaufbau der Donaumonarchie nach erreichtem Frieden zugute kommen wird. Hoffnungsfreudig blickten die Völker Österreichs nach Budapest, wo ihrem jungen Kaiser die Krone Stephans des Heiligen, die das Symbol der ungarischen Staatlichkeit darstellt, aufs Haupt gesetzt wurde. In seiner Person, der seiner hehren Gemahlin und ihrem reizenden Kinde, dem Kronprinzen, ist die Zusammengehörigkeit beider Teile der Monarchie aufs reinste versinnbildlicht. Vor ihm als Kaiser verneigten sich als König von Ungarn in diesem Augenblicke auch die Völker Österreichs in Ehrfurcht und legten ihm ihre Glückwünsche zu Füßen.

DER GRUSS DEUTSCHLANDS.

VON FR. NAUMANN, M. D. R.

Zwischen den Germanen und Westslawen lagern seit mehr als tausend Jahren in ihren eigenen Gezelten unsere ungarischen Waffenbrüder. Eine gewisse vorgeschichtliche Verwandtschaft verbindet sie mit den Bulgaren und den Osmanen, aber vor dem gemeinsamen Weltkriege war auch diese uralte Zusammengehörigkeit kaum mehr als eine blasse Idee. Die Ungarn waren und sind im Grunde für sich allein auf der Welt; stets umdrängt von ihren Umwohnern, zeitweise gefährdet, nie aber in ihrem Kern und Mark zerbrochen. Dieses Alleinsein wurde ein Teil ihres geschichtlichen Charakters und gab ihrem Nationalitätsgefühle längst vor der Zeit, wo es in ganz Europa bei allen Sprachgruppen üblich wurde, Anlaß, sich als Nationalität zu betrachten. Als Einwanderervolk haben die Magyaren sicherlich viele Landesbewohner früherer Seßhaftigkeit in sich aufgenommen, und von da an bis heute hörten sie nicht auf, abhängige Elemente für sich zu nationalisieren, aber die Stärke ihrer mitgebrachten Eigenart hat kaum sehr darunter gelitten. Sie waren durch Jahrhunderte hindurch unter türkischer Fremdherrschaft, kamen aber im Wesen unbeschädigt aus ihr heraus. Sie lagen sodann in der Landeshoheit ihrer österreichischen Befreier, erhoben aus Zwang und Dankbarkeit die österreichische Dynastie zur erblichen Königswürde, waren dieser nun auch ungarisch gewordenen Herrscherfamilie im Geiste ihrer eigenen Traditionen treu, wehrten sich aber bis zum Tode, wenn sie österreichisch gemacht werden sollten. Die Ausgleichsverfassung des Jahres 1867 ist der staatsrechtliche Versuch, ein in der ganzen politischen Welt nur einmal vorkommendes Gemeinsamkeitsverhältnis in bestimmte bindende Worte zu fassen. Ob die einzelnen Unterteile jenes Ausgleichsgesetzes ewigen Wert haben, darf wohl bezweifelt werden, denn es ist eine schwierige Konstruktion, daß zwei getrennte Wirtschaftsstaaten gleichzeitig einen Militärstaat zu bilden haben, aber die allertiefste Lebensidee des Ausgleiches ist zweifellos richtig im Sinne der Weltgeschichte selbst: es muß eine Einheit des Donaureiches geben und dabei eine freie eigene Geschichte des Ungarvolkes. Wie jedes Jahrhundert diese richtige Lebensidee verwirklicht, ist seine besondere Kunst, die Kunst der Völker und vor allem die der Monarchie.

Der neue König Karl IV. von Ungarn muß seinem Amte entsprechend zwei Seelen in sich tragen, eine österreichische und eine ungarische, und muß jeder dieser zwei Hälften ihren eigenen besonderen Charakter bewahren, wenn er nicht von vornherein in unübersehbare Wirrnis geraten soll. Eine solche Aufgabe, die der Erfindung eines größten Dichters wert ist, stellt ihm das wirkliche Leben inmitten des wogenden Krieges!

VERBÜNDETEN

Alles, was wir im Deutschen Reiche erlebt haben, als der alte Kaiser Wilhelm I. zur Ruhe ging, dieses gleiche Überspringen einer Generation vom Großvater auf das Geschlecht der Enkel hin, dieses Neugewinnen einer vorher selbstverständlichen Autorität, wird König Karl zweimal in verschiedener Weise durchmachen. Dazu möge Gott ihn segnen, denn leicht ist das nicht!

Wir Reichsdeutschen sind bei diesem Vorgange zwar nicht Mithandelnde, aber im vollsten Sinne des Wortes Mitinteressierte. Wir rufen dem neuen König zu, daß Gott ihn segne, weil wir bei der Verbündetheit unserer Reiche mit unserem Schicksale daran beteiligt sind, daß dem neuen Monarchen des Donaubundes sein Werk gelingen möge. Oft hat man früher beklagt, daß die Reichsdeutschen zu wenig Interesse für Österreich und Ungarn zeigen. Das ist heute schon anders. Das trifft nicht mehr zu. Die deutsche Seele von Nord bis Süd hat am Kriege die Bundesbrüderlichkeit als etwas Neues, Notwendiges und Heiliges begriffen. Auch der Ungar wird heute ein anderes Deutschtum finden, als er es früher kannte. Und wir und mit uns die österreichischen und ungarländischen Deutschen sehen einen anderen Ungarngeist, als wir ihn zeitweise früher erfuhren. Alle alten Mißverständnisse sind begraben mit unseren Toten, die gemeinsam gestorben sind. Es beginnt für Mitteleuropa eine Periode frischen Anfangens. Als einen Träger dieser Zeit, die da kommt, grüßen wir, begrüßen wir herzlich den König Karl, den Kaiser!

DER GRUSS DER TÜRKEI.

VON GENERALKONSUL A. D. HALIL HALID.

Die Türken beeilen sich, anläßlich der weihevollen Feier der Königskrönung dem tapferen und begabten Ungarvolke mit aufrichtigem Herzen ihren Gruß zu entbieten. Die Ungarn sowie die Türken, die eingesehen haben, daß die Ereignisse, die sich in früheren Jahrhunderten abspielten und uns ein Bild von den Beziehungen der beiden Völker geben, geschichtliche Verirrungen waren, haben später gebührend ihre ursprüngliche Rassenverwandtschaft erkannt und miteinander herzliche Freundschaft geschlossen. Bei den internationalen Schwierigkeiten, die die Türkei früher durchzumachen hatte, zeigten die Ungarn immer Sympathien für die Türken. Viele tüchtige und gescheite Männer ungarischer Nationalität traten in den osmanischen Staatsdienst ein, betrachteten die Türkei als ihre zweite Heimat, vermischten sich mit den Türken und leisteten diesen viele treue Dienste. Diese Erinnerungen erzeugten in den Herzen der Türken ein Gefühl der Dankbarkeit.

Gegen die gemeinsamen Feinde und besonders gegen das tyrannische Rußland, das der ewige und natürliche Feind der Unabhängigkeit dieser beiden Völker ist, und das sich bemüht, mehrere zivilisierte Gebiete Europas und so viele Gebiete Asiens unter seine despotische Herrschaft zu bringen, kämpfen im gegenwärtigen gewaltigen Ringen Türken und Ungarn mit erbitterter Heftigkeit. Dies beweist die Stärke der Annäherung, die in den Zukunftshoffnungen dieser beiden Völker verankert ist.

Von der Hilfe der Ungarn zu sprechen, die sie in früheren Jahrhunderten zur Rettung Europas vor der Türkengefahr leisteten, gehört zu den geschichtlichen Betrachtungen, die der Politiker der gemeinsamen Feinde würdig sind. Der Orient aber hofft vertrauensvoll, daß die künftigen Dienste der Ungarn für die Menschheit auf solchen Gebieten geleistet werden mögen, wie sie sich darstellen in der Vermittelung der neuzeitlichen kulturellen Fortschritte von Mitteleuropa nach dem Orient und in dem Beistande, gewährt den verratenen orientalischen Völkerschaften, die Recht und Freiheit von den Feinden zurückfordern, welche wie die Engländer und Russen über so viele orientalische Länder mit Gewalt und Zwang herrschen.

DER GRUSS BULGARIENS.

VON EXZELLENZ A. TOSCHEFF, KGL. BULGARISCHEM GESANDTEN IN WIEN.

Die Krönungsfeierlichkeiten in Budapest, die glanzvolle Bekleidung des jungen Königs Karl IV. und seiner liebreizenden Gemahlin mit der ehrwürdigen Krone des heiligen Stephan haben auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Gleich mir wird allen, die in diesen historischen Tagen in Ungarns schöner Hauptstadt geweilt haben, das unvergeßlich bleiben, was sie an märchenhafter Pracht gesehen, was sie von der Glut der Huldigung mitgefühlt. Der feierliche Einzug des Königspaares in die Matthiaskirche, der packende Moment, wo der neue König an der Dreifaltigkeitssäule den Schwur der Treue seinem Volke leistete, die sinnvolle Zeremonie des Schwertstreiches – man muß dabei gewesen sein, um ganz zu wissen, was dies bedeutet, und welchen Jubel dies bei allen Vertretern der Nation auslöste. Nur dem kann als Fremdem die tiefe Symbolik des Aktes ganz zum Bewußtsein kommen, nur er wird erkennen, daß es sich hier nicht um althergebrachte, äußere Formen handelt, sondern daß diesen Akten im Denken und Fühlen der Ungarn etwas ganz Besonderes, etwas Feierliches, geradezu Heiliges zukommt.

So althergebracht der Vorgang bei der Krönung, der aus alten Zeiten stammt, ist, so jung und frisch klangen die Zurufe der Menge, und mit jugendlicher Begeisterung huldigten die Magnaten und die Abgesandten des Volkes in ihren prächtigen Gewändern dem jungen König, der mit der Krone und dem Mantel des Heiligen geschmückt, hoch zu Roß wie ein Prinz in der Phantasie, in die Ofener Burg einzog. Kraftvoll und geschmeidig sah er aus, glückstrahlend; voll der schönsten Hoffnungen blickte die Nation ihm nach, voll Vertrauen, daß er segensreich wirken werde.

Bulgarien nimmt an den Geschicken Ungarns innigen Anteil. Alt sind die Beziehungen der beiden Völker, gemeinsam war ihnen in vergangenen Jahrhunderten manches Bestreben, innig vereint sind sie heute auf den Schlachtfeldern. Das bulgarische Volk, erfüllt von aufrichtigen Sympathien für das ritterliche Volk, das in seiner nächsten Nachbarschaft sich einen kraftvollen Staat errichtete, hält treu zu diesem.

UNGARN IM MITTELEUROPÄISCHEN VÖLKERBUND.

VON GEHEIMRAT PROFESSOR DR. PAASCHE, 1. VIZEPRÄSIDENTEN DES DEUTSCHEN REICHSTAGS.

Der Gedanke eines dauernden mitteleuropäischen Völkerbundes, der zunächst die drei Reiche Ungarn, Österreich und Deutschland, dann weiter die ihnen treu verbündeten Balkanstaaten zu umfassen hat, ist in dem furchtbaren Kriege, der seit zweieinhalb Jahren die Welt erzittern läßt, immer mehr und immer zwingender zum Bewußtsein der verbündeten Völker gekommen.

Was die bittere Notwendigkeit gemeinsamen Kampfes gegen zahllose Feinde in wunderbarer, nie dagewesener Waffenbrüderschaft geboren hat, das unzertrennliche Mit- und Nebeneinanderkämpfen und -siegen, das gemeinsame Streben unter einheitlicher Führung nach einheitlichem Ziel, das soll nach dem Willen der Völker des Vierbundes auch für die kommenden Jahre des Friedens bestehen bleiben.

Politisch, militärisch und wirtschaftlich sollen und müssen in Zukunft Deutschland, Österreich, Ungarn und die Balkanländer eng zusammenstehen, um nach erkämpftem Frieden sich im Weltverkehr die Stellung wieder zu erringen und zu sichern, die ihnen dank ihrer gewaltigen Leistungen, ihrer Arbeitskraft und ihres Arbeitswillens gebührt.

Ungarn, das jetzt jubelnd seinen neugekrönten jungen König begrüßt, wird in diesem Völkerbunde eine hervorragende Stelle einnehmen müssen und wird gerade in diesem Zusammenschluß die sicherste Gewähr für eine glänzende Zukunft finden. Die ungarischen Helden haben auf allen Schlachtfeldern bewiesen, daß sie allen Gegnern gewachsen sind; treu und unentwegt haben Ungarns Staatsmänner, hat Ungarns Volk stets das große Ziel verfolgt, den gemeinsamen Feind bis zum endgültigen Siege zu bekämpfen. Allenthalben hat sich dabei die Überzeugung durchgerungen, daß ein militärisch und politisch starker Staatenbund nur siegen kann, wenn er auch wirtschaftlich stark und möglichst unabhängig dasteht.

Der wirtschaftliche Krieg, der jetzt die bürgerliche Bevölkerung der Zentralmächte durch Mangel und Hunger niederzwingen will, ist fast noch grausamer als der blutige Kampf und zeigt uns, daß nur der ihn für die Zukunft wird vermeiden können, der wirtschaftlich möglichst wenig auf fremde Zufuhren angewiesen ist.



König Karl an der Spitze des Krönungszuges.



Die Königin auf der Rückfahrt nach der Burg. (Aufnahme: Az Est, Budapest.)

An Kohle, Eisen und sonstigen Mineralien fehlt es dem Vierbund nicht, manch anderer Rohstoff, der bisher billig und bequem von Übersee bezogen werden konnte, wird durch die Fortschritte der Wissenschaft und Technik auch in Zukunft innerhalb der Bundesgrenzen erzeugt werden. Aber an Erzeugnissen des Grund und Bodens, an Getreide, Gemüse und Obst, an Vieh und tierischen Produkten, an Ölen und Fetten, an Faserstoffen, Wolle und Häuten usw. bleibt ein nach Milliarden zählender Bedarf vorhanden.

Hier kann und muß das reiche Ungarland helfend und ergänzend eintreten. Man hat es in Kreisen der ungarischen Volkswirte oft und laut genug beklagt, daß die heimische Landwirtschaft in den letzten Jahrzehnten nicht genügend fortgeschritten sei, hat auf Deutschland hingewiesen, das in jüngster Zeit seine Kornerträge fast verdoppelt, seinen Viehstand gewaltig vermehrt hat. Der Reichstagsabgeordnete Dr. Gratz hat am 5. Juni 1910 auf der großen Münchner Tagung des Deutsch-Österreichisch-Ungarischen Wirtschaftsverbandes in seinem geistvollen Referat mit Recht darauf hingewiesen, daß der Grund dieses Stillstandes nicht in der physischen Unmöglichkeit der Mehrproduktion liege, sondern zum großen Teil bedingt sei durch den Abschluß Deutschlands gegen fremde Agrarprodukte. Die Tür nach dem Westen war verschlossen, der Osten und Süden hatten keinen Bedarf. Darum, öffnen wir in verständiger, gemeinsamer Wirtschaftspolitik den Erzeugnissen der ungarischen Landwirtschaft die Tür nach Deutschland, das reichen Bedarf hat, sichern wir durch einen gemeinsamen Schutzzoll die Lebensinteressen der Landwirtschaft der Bundesstaaten, so wird Ungarns Boden durch fleißige, intensive und wissenschaftlich rationelle



Ungarische Staatsmänner im Krönungszug.



Die Eidesleistung vor der Krönungskirche am Dreifaltigkeitsdenkmal. (Mil. Film- & Fotostelle.)

Kultur gewaltige Mehrerträge bringen und dadurch in hervorragendem Maße dazu beitragen, den Mitteleuropäischen Völkerbund unabhängig und zum wirtschaftlichen Kampf gerüstet zu machen.

Diese Mehrproduktion sollte sich nicht nur auf Weizen, Gerste, Hafer und Mais beziehen, der große Bedarf der Zentralmächte an Spinnstoffen, Ölen und Fetten könnte, durch eine großzügige Wirtschaftspolitik geleitet, wenigstens teilweise, von ungarischen Landwirten erzeugt werden. Die durch gesteigerte Erträge der Weizen- und Maisfelder frei werdenden Grundflächen könnten sehr wohl in wachsendem Maße zum Anbau von Ölsaaten, von Flachs und Hanf verwandt werden, so wie Bulgarien und die Türkei helfen könnten, den Bedarf an Baumwolle und Rohseide durch Erweiterung ihrer Kulturen zu decken. Daß Ungarns Bergabhänge neben dem feurigen Wein auch größere Mengen von wertvollem Obst, Nüssen und Kastanien, daß seine Waldungen vortreffliche Nutzhölzer liefern können, sei nur nebenher erwähnt.

Daß dabei die Industrie, dieses sorgsam gehegte Lieblingskind der ungarischen Regierung, nicht Not zu leiden brauchte, sondern durch den wachsenden Wohlstand und die gesteigerte Konsumkraft der ländlichen Bevölkerung neue Anregung zu gesunder Entwicklung finden würde, lehrt die Erfahrung. Wieweit dabei in dem großen Völkerbunde die berechtigten Interessen der aufstrebenden Industrien besonderen Schutzes im einzelnen bedürfen, kann hier zur Zeit nicht erörtert werden.

Aber Ungarn hat auch in verkehrspolitischer Beziehung eine besondere Aufgabe für „Mitteleuropa". Es liegt im Herzen der Zentralmächte, es ist die Brücke vom Westen zum Osten, das große Durchgangsland für die Erzeugnisse der deutschen und österreichischen Industriebezirke nach dem nahen und dem fernen Orient und hat umgekehrt die Aufgabe, den Verkehr der sich entwickelnden Balkanländer, durch möglichste Verbilligung und Erleichterung des Transportes an seine Handelswege zu fesseln. Die viel mißbrauchten Worte „Von der Nordsee bis zum Persischen Golf" — „Von Hamburg bis Bagdad" sollen und dürfen keine Schlagwörter bleiben. Wenn auch der lange Seeweg von der deutschen Wasserkante durch das Mittelmeer, den Suezkanal und das Rote Meer wieder offen sein und bald seine alte Bedeutung zurückgewinnen wird, so hat uns doch die Not der Zeit gelehrt, den großen Binnenverkehr zu pflegen, die Wasser- und Eisenstraßen, die unsere Länder verbinden, so auszubauen, daß sie uns, ungehindert durch feindliche Blockade, den Weltverkehr möglich machen.

Die Eidesleistung. Nach einer Zeichnung von Stefan Zádor, Budapest.

Deutschlands Aufgabe wird es sein, im Verein mit Österreich seine schiffbaren Ströme Rhein, Weser, Elbe, Oder durch leistungsfähige Kunstbauten mit dem gewaltigen Stromgebiet der Donau in Verbindung zu bringen, Ungarn wird dieses selbst und seine mächtigen Nebenflüsse auszubauen und Bulgarien wird den Unterlauf dieser mächtigen Wasserader für den großen Schiffsverkehr brauchbar zu erhalten haben. Dieses kostbare Geschenk der Natur an die jetzt und in Zukunft eng verbündeten Zentralmächte muß von allen Fesseln befreit und der Erfüllung seiner weltwirtschaftlichen Aufgaben geeignet gemacht und erhalten werden. Der Krieg hat uns gezeigt, wie bedeutsam eine solche Binnenwasserstraße ist. Es heißt den Frieden sichern, wenn wir, vorsorgend für den Fall des Krieges, uns die unangreifbaren Verkehrswege schaffen. Auch die Eisenstraßen, die schon heute, vom Rhein bis zum Bosporus laufend, uns kampf- und widerstandsfähig erhalten und bald bis zum Euphrat und bis zum Roten Meere reichen werden, müssen nicht bloß in wirtschaftlichem, sondern auch in militärisch-politischem Interesse zu immer größerer Leistungsfähigkeit entwickelt werden. Mögen auch die „Sachverständigen", die heute vielfach vor einer Überschätzung dieser natürlichen und künstlichen Verkehrswege warnen und ihre vorläufige wirtschaftliche Unrentabilität herausrechnen, zum großen Teil damit recht haben, das beweist nichts gegen die Notwendigkeit ihres baldigsten Ausbaues.

Ohne diese Verkehrswege würde der Krieg eine ganz andere Wendung genommen haben, würde von seinem siegreichen Ende viel weiter entfernt sein — und selbst Milliarden für diesen Zweck aufgewendet, sind zu rechtfertigen, denn sie ersparen uns sicher die blutigen Opfer eines baldigen neuen Krieges. Ungarn hat hier Großes zu leisten, wird aber auch sicher den größten Nutzen davon haben. Die schöne Hauptstadt des Landes kann, wenn die große Aufgabe zielbewußt verfolgt wird, der mächtige Stapel- und Umschlagsplatz werden, der den Aufschwung des ganzen Landes in ungeahnter Weise fördert. Die weitsichtige, tatkräftige Leitung der Verwaltung der ungarischen Hauptstadt hat in ihrer bisherigen großartigen Organisationstätigkeit, die Budapest zu einem der schönsten und bestverwalteten Gemeinwesen unter den großen Weltstädten gemacht hat, den Beweis geliefert, daß sie auch diese große und zukunftsreiche Aufgabe richtig zu erfassen und durchzuführen wissen wird. Darum kann dem schönen Ungarlande bei der Krönung seines jungen Königs wohl eine glückliche Zukunft im Mitteleuropäischen Völkerbund gewünscht und vorausgesagt werden.

DER POLITISCHE GEIST IN UNGARN.

VON MINISTERIALRAT A. D. JOSEF VÉSZI, CHEFREDAKTEUR DES „PESTER LLOYD“, BUDAPEST.

Die laut Pragmatischer Sanktion in Österreich zur Thronfolge berechtigten Sprossen der Dynastie Habsburg-Lothringen erben zwar ipso jure auch den Thron des Königreichs Ungarn; die ganze Fülle der mit diesem Thron verknüpften Herrscherrechte jedoch wird ihnen erst durch die innerhalb der gesetzlich anberaumten Frist zu vollziehende Krönung und durch Ablegung des Verfassungseides vor dem Reichstag und der versammelten Nation zuteil; die Krönung aber kann nur durch den Reichstag vollzogen, die Krone dem erblichen König nur durch den Erwählten des Reichstages aufs Haupt gesetzt werden. In dieser durch eine tausendjährige konstitutionelle Entwicklung gezeitigten verfassungsrechtlichen Tatsache spricht sich der politische Geist Ungarns mit voller Deutlichkeit aus. Die Erbfolge bezeichnet die Person des Herrschers; die Hauptmacht des Staates aber wird dem Herrscher erst durch die heilige Krone übertragen, die den König und die Nation zu einer höheren Einheit zusammenfaßt. So vollzieht sich bei jedem Thronwechsel eine Wiedergeburt der ungarischen Staatlichkeit durch den Bund, den König und Nation zur Bekräftigung und Kräftigung des Gleichgewichts der staatlichen Gewalten eingehen. Es läßt sich denken, daß ein solcher Zustand keinem Zufall entstammen kann. Er muß historisch herausgewachsen sein aus der Seele des Landes, er muß das Entwicklungsprodukt seiner ganzen geschichtlichen Vergangenheit bilden, er muß der Ausdruck sein des politischen Geistes, der im Volkstum seit Jahrhunderten lebt und



Das Volk in Erwartung des Königs vor dem Krönungshügel. Nach einer Zeichnung von Prof. Franz Márton, Budapest.

Die Ankunft des Krönungszuges am St.-Georgs-Platz. Nach einer Zeichnung von Professor Franz Márton, Budapest.



Ministerpräsident Graf Stefan Tisza.
Nach einer Zeichnung von Stefan Zádor, Budapest.



Fürstprimas von Ungarn Johann Csernoch.
Nach einer Zeichnung von Stefan Zádor, Budapest.

schafft. — Was ist das Wesen dieses politischen Geistes? Die Frage ist heute wichtiger und interessanter als je, denn im Weltkrieg haben die ungarische Nation und der ungarische Staat in dem auch vom Feind anerkannten militärischen Wert ihrer Soldaten, in dem standhaften Siegeswillen der Bevölkerung und in der politischen Tragkraft der staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen eine Tüchtigkeit bewährt, die die Frage nach Ursprung und Beschaffenheit der diese Tüchtigkeit erzeugenden Kräfte begreiflich erscheinen läßt.

Der politische Geist der ungarischen Nation drückt sich am sinnfälligsten in dem durch ihn geschaffenen und bestimmten Staate aus. Es ist eine vielsprachige und dennoch einheitliche Nation. Die mannigfachen ethnischen Elemente, aus denen sie sich zusammensetzt, werden zusammengefaßt durch ein starkes Staatsgefühl, das in friedlichen Zeiten sich bisweilen gehen lassen mag, aber nur, um sich desto machtvoller zu betätigen, wenn äußere Gefahr Abwehr heischt. Der Weltkrieg hat dem Auslande, dem freundlichen wie dem feindlichen, das merkwürdige Schauspiel gezeigt, daß die Nationalitäten in Ungarn ihren besten Ehrgeiz darein setzen, in der Opferwilligkeit für das um sein Dasein ringende Vaterland nicht hinter dem Ungartum zurückzubleiben.

Im Frieden hat man sich häufig mißverstanden, hat es Reibungen und Zänkereien, bisweilen sogar recht grimmige, gegeben, und oft mochte es scheinen, als ob die unserer Verfassung im Jahre 1868 eingepflanzte Konzeption einer aus verschiedenartigen Völkerschaften sich zusammensetzenden einheitlichen politischen Nation eher eine staatsphilosophische Theorie als ein Gefühl von praktischer Brauchbarkeit sei. Der Weltkrieg hat erfreulicherweise diese Zweifel Lügen gestraft. Ungarns ganzes Volk bewährt sich in diesem Kriege in der Tat als einheitliche politische Nation, die, alle früheren Mißverständnisse über Bord werfend, ihre ganze Kraft in den Dienst des bedrohten Vaterlandes stellt.

Nicht allein in völkischer Hinsicht, sondern auch durch die Parteigegensätze schien Ungarn vor dem Kriege, scheint es manchmal auch während des Krieges noch heillos zerklüftet. Leidenschaftlicher als in diesem Lande wird der Kampf der Parteien wohl nirgend geführt. Aber höher als alle Parteileidenschaften steht jedem Politiker in Ungarn das Wohl und



Ministerialrat Alfred v. Drasche-Lázár, Präsident des Presse-Komitees. Zeichnung von Stefan Zádor, Budapest.



Ministerialrat Zoltán Jekelfalussy v. Jekel und Margitfalva, Präsident des Krönungs-Komitees. Zeichn. v. Prof. Márton.

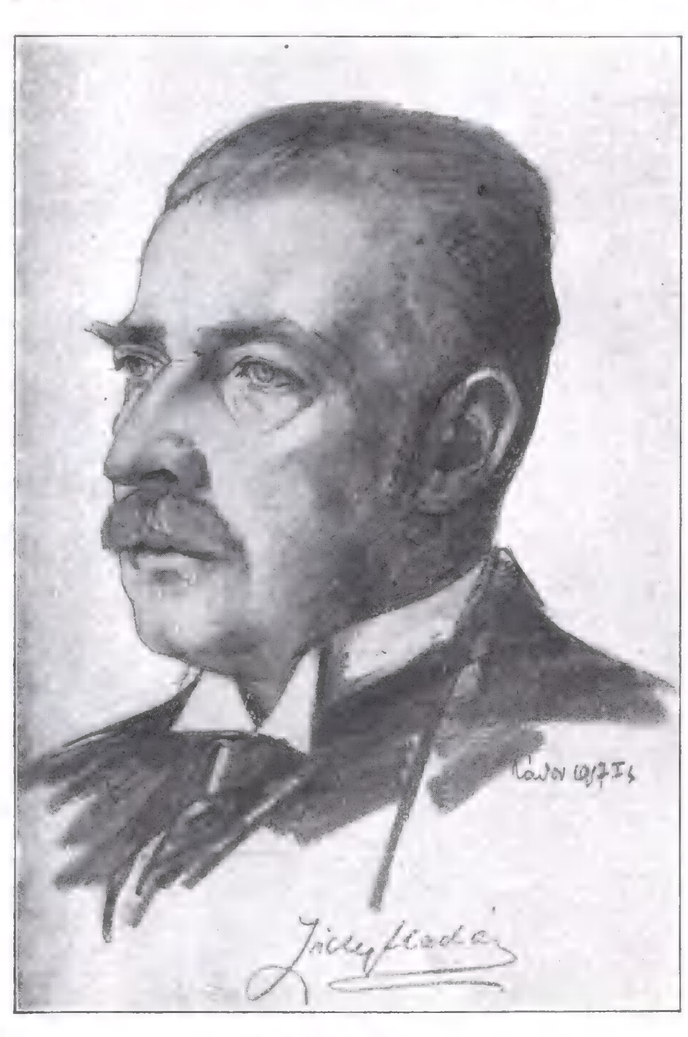


Graf Nikolaus Bánffy, künstlerischer Oberleiter der Krönungsfeierlichkeiten. Zeichnung v. Prof. Márton, Budapest.



Graf Albert Apponyi.

Wehe des Staates, das Interesse des Vaterlandes. Im Ausland steht man verständnislos der bei uns häufigen Erscheinung gegenüber, daß jetzt die Parteien sich mit dem loderndsten Haß bis aufs Messer zu bekriegen scheinen, dann plötzlich aber die Stimmung umschlägt, die Besonnenheit die Oberhand gewinnt, die vor kurzem noch himmelhoch schäumenden Wogen sich plötzlich glätten und der Friede wieder einkehrt, den man kurz zuvor noch für immer gebannt wähnte. Angesichts solcher jähen Umschläge glaubt der ausländische Beobachter vielleicht, daß



Graf Aladár Zichy.

entweder das Tosen der Leidenschaften nicht aufrichtig gewesen oder dem Landfrieden nicht zu trauen sei. Diese Annahme ist irrig. Aufrichtigkeit ist ein Wesenszug der ungarischen Politik.

Ihr zweiter Wesenszug freilich ist ein stürmisches Temperament, das aber gezügelt ist durch den unverwandt auf die Sicherheit des staatlichen und nationalen Lebens gerichteten Instinkt, der eben in dem Staatsgefühl des Ungartums wurzelt.

Vom Grafen Sándor, dem Vater der Fürstin Pauline Metternich, der sich meisterlich auf Pferdedressur verstand, wird das Kunststück erzählt, er habe die vier feurigsten Rosse seines Marstalls vor einen Wagen gespannt, die Pferde im tollsten Galopp gegen die Donau rennen lassen, ihnen die Zügel zugeworfen und lächelnd auf dem Kutschbock gesessen, während den Zuschauern vor Entsetzen das Blut in den Adern erstarrte.

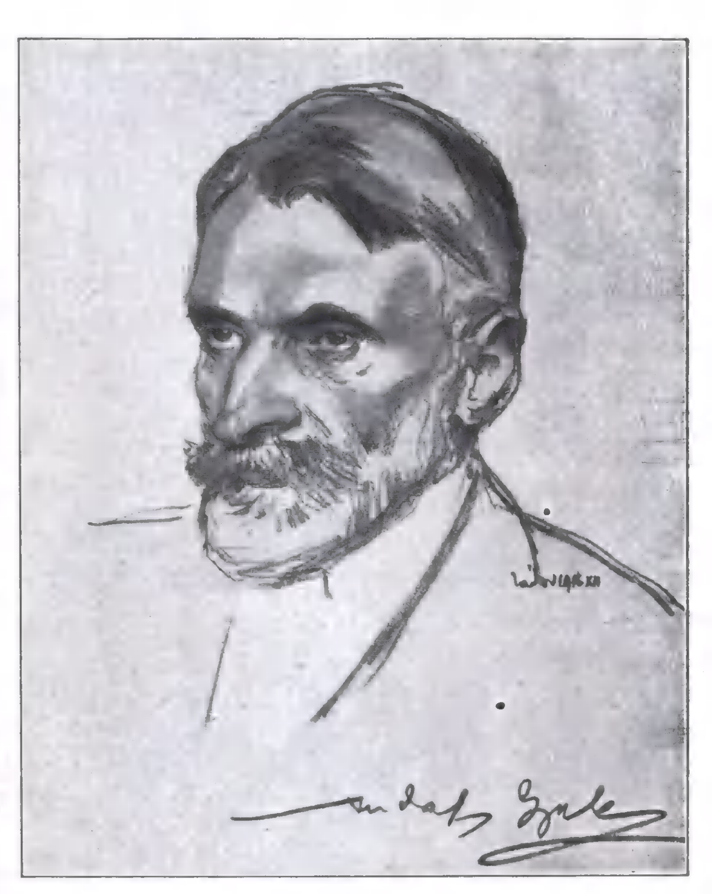
Hart am Uferrande habe er dann einen leisen Pfiff gegeben, und die schäumenden und schnaubenden Rosse seien auf dieses Zeichen hin einen Schritt vor dem Wasser wie festgebannt stehen geblieben.

Ähnlich verhält es sich mit dem Temperament der ungarischen Politik.

Knapp am Rande des Abgrundes ertönt ein bisweilen nur in nächster Nähe hörbarer Pfiff, und wo nur ein Wunder vom Himmel Rettung zu verheißen schien, kommt die plötzliche Hemmung aus den Urtiefen des nationalen und staatlichen Selbsterhaltungstriebes.

Allerdings kommt es ein und das andere Mal vor, daß es mit dem leisen Pfiff allein nicht getan ist. Dann ergreift eben der Kutscher wieder die Zügel und zieht sie an. Der Sturz in den Abgrund ist auch auf solche Art verhütet; freilich muß die starke Hand, die Rettung brachte, eine ungarische Hand gewesen sein.

Es ist nicht leicht, sich in dieser politischen Mentalität auszukennen. Den besten und erschöpfendsten Aufschluß über sie gibt doch die Lebenskraft des ungarischen Staates, wie sie in dessen Leistungen im Weltkriege in die Erscheinung tritt. Dieser Staat ist das ureigenste Produkt des politischen Geistes der ungarischen Nation. Dieser Geist weiß hingebungsvollste Königstreue mit Unerschrockenheit und Zähigkeit in der Verteidigung der eigenen Rechte zu



Graf Julius Andrássy.

verbinden. Er saugt gierig alle geistigen und sittlichen Güter der abendländischen und namentlich der deutschen Kultur an sich, aber um sie sich zu assimilieren, sie zur eigenen Kräftigung durch seinen Organismus aufarbeiten zu lassen und nach dem Balkan hin am eigenen Beispiel zu erweisen, daß die europäischen Kulturideen keinen Verzicht auf nationale Eigenart bedingen, dieser vielmehr erhöhte Lebenskraft verleihen.

Temperamentvoll, aber lenkbar, selbstbewußt ohne Dünkel, ausgreifend und dabei bodenständig ist dieser politische Geist und bei allem Ehrgeiz, sich in die europäische Kulturgemeinschaft harmonisch einzuordnen, von reizbarer Eifersucht auf seine nationale Eigenart.

So hat dieser Geist den ungarischen Einheitsstaat geschaffen, dessen straffe und doch elastische Festigkeit sich auch im Weltsturm dieses gewaltigsten aller Kriege siegreich zu behaupten vermag.



Graf Michael Károlyi.

(Diese vier Porträte sind von Stefan Zádor, Budapest, gezeichnet.)



Das Krönungsessen in d

Nach einer Zeichnung des nach Budapest entsandten Sond



der Königlichen Hofburg.

…zeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

DIE FRAU IM UNGARISCHEN LEBEN.

VON GRÄFIN ISKA TELEKI, BUDAPEST.

Wirklich? Du willst deinem Töchterchen keine andere Erziehung geben, als du selbst bekamst? Kein Gymnasium? Keine Universität? Nichts?“

Die angeredete junge Frau lächelte überlegen: „Meine Irma wird wahrscheinlich sehr hübsch werden und wird bestimmt nie daran zu denken haben, ihren Lebensunterhalt verdienen zu müssen. Dann — wozu das viele neuartige Lernen? Ich frage dich, wozu?“ — Ihre Freundin sah ihr so recht treuherzig in die Augen und sprach ohne einen Anflug von „Propaganda“, aber mit um so mehr Überzeugung: „Wozu? — Aber Herz, wer übernimmt heutzutage die Verantwortung, einem Kinde bloß die althergebrachte, primitive Gouvernanten-Dressur aufzubürden? Ich versichere dir, daß ich nie und nimmer die Courage hätte, meine Töchter dem auszusetzen, daß, wenn sie als Erwachsene — in zehn Jahren — sich in einer Gesellschaft befänden, sie unter allen anwesenden jungen Mädchen die einzigen sein sollten, die keinen regelrechten Schulunterricht erhalten haben. Es wäre für sie zumindest peinlich, wenn nicht beschämend, und für mich eine wahre Qual!“ —

„Glaubst du?“ fragte die Mutter der kleinen Irma nachdenklich.

„Ob ich's glaube! Ich weiß es! Und willst du noch einen Beweis? Mein Sohn — der fünfzehnjährige Erik — sagte mir gestern: »Weißt du, Mama, mit Mädchen, die nicht dasselbe lernen wie wir, ist es so schrecklich langweilig! Sie kennen unsere Bücher nicht, unsere Lehrer nicht, unsere Denkweise nicht. Von was sollen wir denn mit solchen Gänsen« — ich bedauere, aber er sagte »Gänse« — »reden?«“

Die junge Frau saß lange in Gedanken vertieft, dann aber sagte sie leise, mehr für sich:

„Ja, du magst recht haben. Mutter sein, heißt für das Wohl des Kindes sich den Forderungen des Zeitgeistes anpassen. Ich werde meine Irma auch studieren lassen.“

Dies kleine Zwiegespräch, das ich vor kurzem belauschte, gibt besser als alle wissenschaftlichen Erörterungen es tun könnten, einen genauen Einblick in die Geistesverfassung der Frau im heutigen Ungarn: Lernen, wissen, sich zum vollwertigen Individuum emporringen! Der Weltkrieg tobt grausamer denn je, die Bücher sind teurer, Schulen zu Spitälern umgewandelt — gleichviel — der Wissensdrang aller, besonders aber der ungarischen Frau, ist imperativ. Sie hat sich schon die Eröffnung verschiedener Fakultäten erzwungen, so die der Medizin, der Philosophie, der Handelsakademien usw. Jus, Landwirtschaft und Poliklinik bleiben ihr einstweilen mit sieben Siegeln verschlossen, aber das ist nur eine Frage der Zeit — ein Jahr, fünf Jahre oder zehn —, und dann erzwingt sie sich auch diese. Und eigentlich — Traditionen verhelfen ihr dazu. Die ungarische Frau hat nämlich vielmehr Freiheit des Handelns, dies seit mehr als tausend Jahren — als alle ihre Schwestern im westlichen Europa. Genoveva oder Käthchen von Heilbronn sind sicher keine ungarischen Frauentypen! Da sie seit jeher nicht als untergeordnete, sondern als gleichwertige Genossinnen ihrer Ehemänner galten, charakterisiert sie nicht der blinde, demütige Gehorsam, sondern Treue und Aufopferung. Sie war nie die Magd ihres Mannes, sondern stets seine umsichtsvolle „Ehehälfte“. Vielleicht verdanken wir dieser Tatsache die große Zahl der ganz hervorragenden Frauen, die die ungarische Geschichte aufweist. Als Erste ist zu nennen die heldenmütige Erzsébet (Elisabeth) Szilágyi (gest. 1484), Mutter des Matthias I. Corvinus (geb. 1440, gest. 1490), die als erste Renaissance-Politikerin mit Macht, Wort und Geld alles aufbot, um ihrem genialen Sohn die ungarische Krone aufsetzen zu lassen. Er trug diese dann vom Jahre 1458 an bis zu seinem allzu frühen Tode, als der weiseste, größte König, der je auf dem Throne des heiligen Stephan saß. Aus der reichen Fülle der hervorragenden Ungarinnen der älteren Zeit wollen wir noch die große Verteidigerin des Kalvinismus, Zsuzsanna Lorándfy (geb. 1600, gest. 1660), nennen. Als Gattin des Fürsten Georg Rákóczy verwaltete sie seine riesigen Domänen wie er ihr lobend schrieb, mit Umsicht und Verständnis — fand aber noch immer Zeit, sich mit dem Unterricht und den Wissenschaften, besonders Theologie, zu befassen. Sie stiftete viele Schulen und Bibliotheken. Das vorige Jahrhundert war besonders reich an edlen Frauen, die Ungarns wechselvolles Schicksal (den Freiheitskampf von 1848—1849, die düsteren, hoffnungslosen Jahre von 1850—1867 und endlich den glücklichen Ausgleich und den daraus folgenden „risorgimento“) mit Herz und Geist mitkämpften, mitertrugen, mitdurchhielten und dann, nach der Krönung des weisen, gütigen und vom ganzen Ungarlande umjubelten Franz Joseph mithalfen, ein verjüngtes, schöneres, größeres Ungarn aufzubauen. — Leider fehlt mir der Raum, Namen zu nennen, außer einem einzigen, dem der Königin Elisabeth, die ewig als Ideal und Idol der ungarischen Nation gelten wird. In den jetzigen grausamen Zeiten ist in Ungarn (wie wahrscheinlich in jedem Lande, wo gekämpft und gelitten wird) eine ungeahnte Menge edelgesinnter Frauen aufgetaucht, die durch ihr Wissen, Können und Wollen uns allen den sicheren Weg — zurück zur Kultur — zeigen. Man darf wohl sagen, daß von Ihrer k. und k. Hoheit der Frau Erzherzogin Auguste, die nie ermüdet, in den Spitälern Trost zu spenden, bis zu der ärmsten Bäuerin, die die Felder selbst anderer gut bestellt, jede Ungarin mehr als ihre Pflicht tut, um in dem großen Kampfe uns den Sieg zu sichern.

Gräfin Ádám Teleki. (Atelier Gaiduschek, Budapest.)



Gräfin Leopold Berchtold. (Atelier Koller Nachf. Szenes, Budapest.)



Gräfin Alexander Andrássy. (Atelier Uher, Budapest.)

Letzte Aufnahmen im ungarischen Nationalkleid anläßlich der ungarischen Königskrönung. (Aus der Bildersammlung des „A Társaság“, Budapest.)

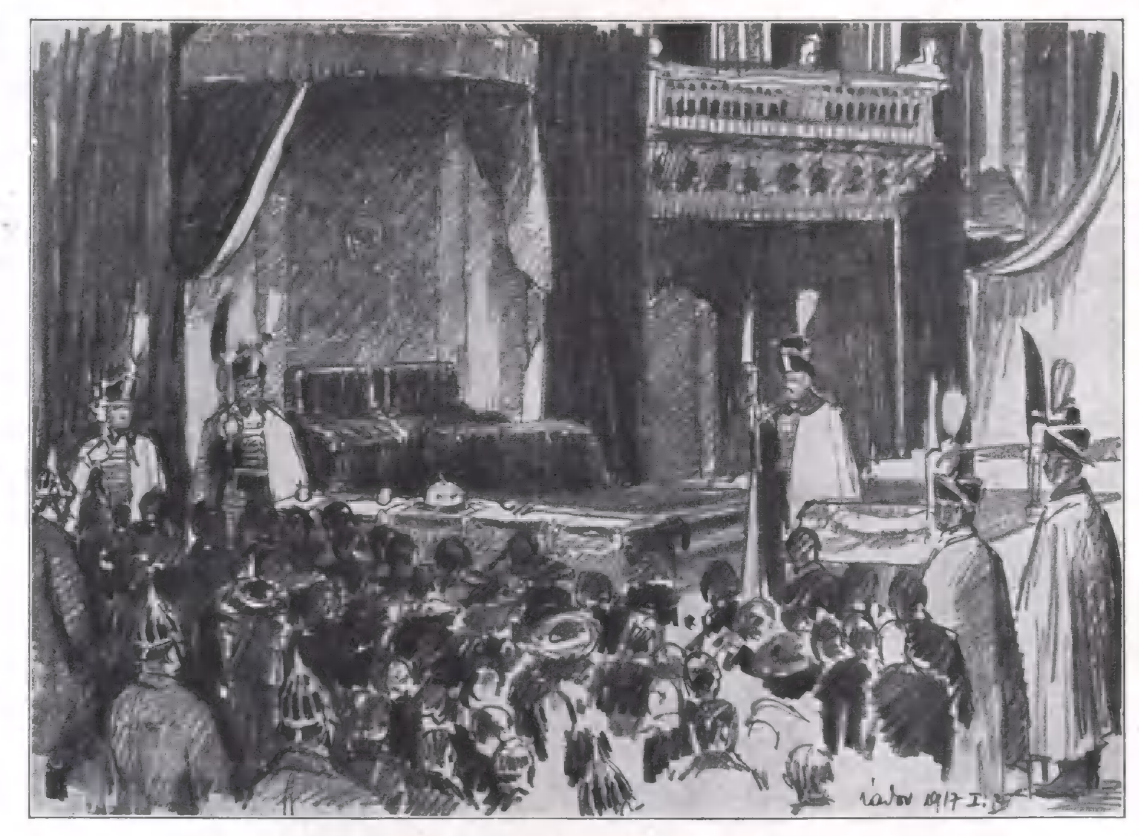


Die Feier der ungarischen Königskrönung bei der 37. Honved-Infanterie-Truppendivision im Felde am 30. Dezember 1916. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Richard Aßmann.

DIE ENTWICKLUNG DER UNGARISCHEN SPRACHE.

VON DR. SIEGMUND SIMONYI, O. Ö. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BUDAPEST.

Infolge des Krieges und seines Verlaufes regt sich vor allem in philologischen Kreisen ein lebhaftes Interesse für das ungarische Schrifttum und die ungarische Sprache. Die Berliner und die Leipziger Universität haben als die ersten unter ihren deutschen Schwestern die wissenschaftliche Pflege des Ungarischen in Angriff genommen, und das wird sicherlich nicht ohne Weiterungen bleiben. Es sei mir daher erlaubt, über die bisherige Entwicklung der ungarischen Sprache in einigen großen Zügen zu berichten.



Die Ausstellung der Krönungsinsignien in der Krönungskirche. Zeichnung von Stefan Zádor, Budapest.

Diese Entwicklung war von sehr merkwürdigen Wechselfällen beeinflußt. Das Ungarische ist ein Zweig der sogenannten finnisch-ugrischen (wenn man das Samojedische hinzunimmt, der „uralischen“) Sprachfamilie. Diese ist früher mit den altaischen Sprachen (Türkisch, Mongolisch) vereinigt worden, während ihre Verwandtschaft heutzutage bezweifelt wird, da die finnisch-ugrische Familie von namhaften Forschern auf Grund gewichtiger Übereinstimmungen für die älteste Schwester des indogermanischen Sprachstammes angesehen wird. Auch hat es sich in neuester Zeit herausgestellt, daß die finnisch-ugrische Grundsprache keine agglutinierende — wie die türkische —, sondern eine flektierende Sprache war wie die indogermanischen. Die Flexion hat sich in hohem Grade im Finnischen und Samojedischen erhalten, während die meisten Schwestersprachen bloß mehr oder weniger Spuren davon bewahren.

In ihrem Sonderleben, nach der Trennung von ihrer finnisch-ugrischen Grundlage, war die ungarische Sprache im siebenten und achten Jahrhundert im heutigen südlichen Rußland einer starken Einwirkung durch eine benachbarte türkische Sprache ausgesetzt: das war die nun schon längst ausgestorbene, aber dem heutigen Tschuwassischen nahverwandte Sprache der Vorfahren der heute slawisch sprechenden Bulgaren. Von jenem Volke haben die Ungarn, wie ihre alttürkischen Lehnwörter beweisen, sehr vieles, besonders im Landbau und in der Viehzucht, gelernt.



Die Bewachung der heiligen Krone in der Loretto-Kapelle der Krönungskirche. Zeichnung von Stefan Zádor, Budapest.

Hundert Jahre später, zu Ende des neunten Jahrhunderts, kamen die Ungarn in ihrer heutigen Heimat in nachhaltige Berührung mit hier lebenden Bruchstücken slawischer und deutscher Stämme, die dann im Laufe der nächsten hundert Jahre fast restlos im Volke der Eroberer aufgingen. Ihre Sprache aber spielte eine sehr große Rolle in der Umgestaltung des ungarischen Wortschatzes. Hunderte von Lehnwörtern und sogar gewisse syntaktische Eigenheiten sind beredte Zeugen jenes slawischen (bulgarischen und slowenisch-kroatischen) Einflusses. Die zu jener frühen Zeit angenommenen deutschen Lehnwörter sind zwar weniger zahlreich, aber um so gewichtiger. Darunter finden sich z. B. so bedeutende Kulturwörter wie Feld, Ried, Hotter und sogar, wie es scheint, einige Ausdrücke für Körperteile (nyak = Nacken und tenyér = Handfläche, mittelhochdeutsch tener), was auf einen sehr nachhaltigen Verkehr hinweist. In den nächsten zwei Jahrhunderten, seitdem man mit den Deutschen Frieden schloß, sich mit dem Christentum und der deutschen Gesittung befreundete und der erste Ungarnkönig eine deutsche Prinzessin zur Frau nahm, wurde der Verkehr mit den Deutschen immer reger. Deutsche Ritter, Handelsleute, im zwölften Jahrhundert sogar deutsche Siedlungen, kamen ins Land, und im vierzehnten Jahrhundert wurde durch einwandernde Handwerker das deutsche Zunftwesen in Ungarn heimisch. Durch solche Kulturwirkungen wurde das Ungarische mit immer zahlreicheren deutschen Elementen bereichert, die sich dann auch durch ungarische Vermittlung zu den Südslawen und Rumänen verbreiteten. Solche sind: Herzog, Graf, Panzer, Ziel, Schanze, Turm, Kastell, Zeche, Schnur, Draht, Schmelz, Teller, Winzer, Bürger, Schwager und noch manche andere. So hat der Ungar Errungenschaften deutscher Kultur samt den betreffenden Ausdrücken den Völkern im Südosten vermittelt.

Außer diesen deutschen Kulturwörtern haben aber die Balkanslawen, da sie lange Zeit unter ungarischer Oberhoheit gestanden, auch sehr viel ursprünglich ungarisches Sprachgut entlehnt. Natürlich haben auch die nichtungarischen Volksstämme in Ungarn, darunter die im Osten erbgesessenen Sachsen, so manches aus dem Ungarischen übernommen, besonders auf Viehzucht, Landbau und staatliches Leben Bezügliches.

Aber auch außerhalb der rotweißgrünen Grenzpfähle, auch im Westen und Norden begegnen wir Ausdrücken ungarischer Herkunft. Die bekanntesten davon sind der Husar und die Kutsche. Der Name des ersteren kommt in deutschen Quellen schon seit dem Jahre 1534 vor, anfangs auch in den Lautformen Husser, Hussaur. Mit dem Husar kamen der Tschako, der Kalpak, die Tschismen usw. Dann hat noch die vorzügliche ungarische Küche Anlaß zu solchen Entlehnungen gegeben: Paprika, Gulasch, Fogosch.

Das Ungarische seinerseits war außer den erwähnten vielartigen Einflüssen noch der Einwirkung des Italienischen und des Lateinischen ausgesetzt, welches letztere nicht bloß die Sprache der Kirche, sondern fast bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die der Gesetzgebung und der Rechtsprechung war, so daß Blumauer in seiner travestierten Äneide singen konnte: „Hier spräche jedermann Latein, drum mußten hier ansässig sein Lateiner oder Ungarn.“ — Trotz der vielen Berührungen hat aber der ungarische Sprachbau alle seine urwüchsigen Eigenheiten bewahrt: die Vokalharmonie (kert-ben im Garten, aber ablak-ban im Fenster), die sehr reiche Wortbildung, den Satzbau mit der sogenannten Objektivkonjugation, der unwandelbaren Beifügung, den besitzanzeigenden Personalendungen usw.

Das ungarische Schrifttum beginnt um das Jahr 1220 mit der „Leichenrede“, weist von 1400 bis 1540 eine große Anzahl von Kodexen religiösen Inhaltes auf und wird dann unter dem Einfluß der Reformation sehr fruchtbar. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts haben wir bereits einen bedeutenden Lyriker, den Grafen v. Balassa, im siebzehnten Jahrhundert den Kardinal Pázmán, den ungarischen Bossuet, und einen hervorragenden Epiker, den Grafen v. Zrinyi, den Enkel des Helden von Szigetvár. Bis dahin hatte sich die ungarische Schriftsprache vorwiegend unter lateinischem Einfluß entwickelt; von der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts folgte man französischen und deutschen Vorbildern. Die sogenannte Sprachneuerung gab der Schriftsprache ein ganz neues, teilweise germanisiertes Gewand. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurde sie durch die Dichter Vörösmarty, Petöfi, Arany und Jókai wieder zum Jungbrunnen der Volkssprache zurückgeführt und ist in der Gegenwart das geschmeidige Werkzeug einer vielseitigen und reichhaltigen Literatur geworden.

Kaiser Wilhelm.

Zum 27. Januar.

Von Hofprediger Dr. Vogel, Potsdam, zur Zeit im Felde.

Wehende Fahnen, klingendes Spiel, blitzender Waffenschmuck, begeisternde Reden, brausende Hurrarufe, eine festlich-freudig daherrauschende Hochwelle durch ganz Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus, soweit die deutsche Zunge klingt — was will's bedeuten? Einen hohen Tag im Jahr, aufs neue: Kaisers Geburtstag!

Kaisers Geburtstag. Dies Wort hat seinen Zauber nicht verloren und wird ihn nie verlieren, solange treue deutsche Herzen schlagen. Schon im Frieden ging an diesem Tage ein tiefes, warmes, liebevolles Empfinden durch unser ganzes Volk; da sammelte sich im Geiste alles, was treuer Deutscher war, wie eine einzige große Familie huldigend und glückwünschend um die Stufen des Thrones.

Und nun vollends im Kriege! Als unser teurer Kaiser vor zwei Jahren, 1915, zum ersten Male wie ein altgermanischer Heerkönig seinen Geburtstag inmitten seiner Truppen im Feldlager beging, da stand der Gefeierte vor unserem geistigen Auge als ein schwer gekränkter, als ein schändlich hintergangener Mann, als der Mann mit dem verwundeten Herzen. — Wem es vergönnt gewesen war, an der stolzen, frohen Hochzeitsfeier der jungen Kaisertochter seinerzeit im Schlosse zu Berlin teilzunehmen, dem wird unter anderen erhebenden Eindrücken ein Bild besonders unvergeßlich sein: drei Männer standen da für eine ganze Weile abseits in lebhaft-vertraulichem Gespräche miteinander, der Deutsche Kaiser, der russische Zar und der König von England. In ehrerbietiger Scheu hielten alle anderen sich zurück, denn unwillkürlich fühlte jeder, dies sind Minuten von weltweiter Bedeutung, jetzt werden Dinge dort entschieden, die zu der Völker Heil und Segen werden sollen. Ruhten doch in den Händen dieser drei Männer die Geschicke von vielen hundert Millionen Menschen, die Geschicke der Nationen von Irland bis Kamtschatka, von Sibiriens vereisten Küsten bis hinab zu den Palmen am Kap Komorin, von Kanada bis Südafrika und weiter bis Australien. Und die bewegende Seele, die starke, tragende Kraft des äußeren Friedens und damit aller Wohlfahrt, alles Fortschritts in der Welt, es war der freundliche Gastgeber jenes glänzenden Tages, es war der Mann mit den leuchtenden Augen, unser Kaiser. Das Zentenarjahr der Befreiungskriege damals, es ward zugleich sein 25jähriges Regierungs-, sein silbernes Friedensjubiläum. Mit vielen freundlichen Besuchen, mit feinsinnigen Aufmerksamkeiten und Geschenken hatte er unverdrossen um Verständigung, Frieden und Freundschaft bei den Völkern und den Thronen der Erde geworben. Die Freundschaft zu Rußland, als ein heiliges Vermächtnis aus der großen Zeit der Befreiungskriege, am Sterbebette seines Großvaters übernommen, war ihm stets heilig gewesen, auch während des Russisch-Japanischen Krieges; seine nahen Beziehungen zu England, seine Ritterlichkeit gegen Frankreich, seine Gerechtigkeit den kleinen Reichen gegenüber und seine Gastfreundschaft, mit der er allen Ausländern, auch der gelben Rasse, die Pforten zu Deutschlands kulturellen Schätzen und Gütern stets freundlich eröffnete, die große Missionsspende und vieles andere mehr hatten der Welt das Höchste geboten, was ein weitschauender, christlicher Fürst seinem Volke, seiner Zeit und der Mitwelt bieten kann — und dann dies! Nicht, daß der Krieg ausbrach — mit dieser Möglichkeit hatte der Kaiser von jeher gerechnet, und Zündstoff, lang und sorgsam aufgeschichtet, war ja genug vorhanden — nein, wie er ausgebrochen ist und von vornherein seitens unserer Gegner geführt wurde, das war für das germanische Gemüt das Unfaßbare, tief Betrübende. Diese Raubtierart, in der Einkreisung und Verstellung, Macht und Verlogenheit zusammenwirkten; daß man aus katzengelbem Neid heraus nicht nur zerreißend über alles Deutsche in der Welt herfiel, sondern ganz besonders auch die Lichtgestalt seines lauteren Kaisers sich zum Zielpunkt setzte; daß man schamlos, scheinheilig so tat, als gälte es nun endlich die große Kulturmission zu erfüllen, die Welt von einem Ungeheuer zu befreien. Eine zu Beginn des Krieges vielgelesene Schrift brachte höchst bezeichnend das Urteil eines Mecklenburgischen Arbeiters: „Ick mücht woll mal den Kaiser int Hart kieken; wo den Mann woll tau Maud is; dat sünd doch all sin Frün'n west!" Jener einfache Mann empfand sehr richtig, wie tief dies völlige Versagen alles christlichen, kulturellen und persönlichen Anstands, dies Fehlen jeglicher Ritterlichkeit den edlen Monarchen verletzen, aber auch jedes deutsche Herz in schmerzlichem Mitgefühl wie in zorniger Empörung in Wallung bringen mußte. So stand des Kaisers Majestät damals vor uns als eine wahrhaft tragische Gestalt der Weltgeschichte.

Ganz anders dann im vorigen Jahre, 1916. Da sahen wir, zurückblickend auf sein verflossenes Lebensjahr, in ihm den Schwertgewaltigen, der gegen eine Welt von Feinden sieghaft sich behauptet hatte. Gebrochene Festungen, genommene Hauptstädte, gestürzte Königsthrone waren seine und seiner Verbündeten stolze Beute geworden. Vor ihm keuchende Gegner, mit ihm Fürsten, Führer und Soldaten, sie alle, wie einst in den Tagen der Väter, streitbar entschlossen bis zum letzten Hauch an Mann und Roß, und hinter ihm ein Volk, das im Hochgefühl seiner neu errungenen, inneren Einigkeit alle Opfer, Lasten und Entbehrungen still, stark und gläubig auf sich nahm. So war's der werdende Sieger, der Mann, der viel gewonnen hatte, den unsere Glückwünsche festlich umgaben.

Heute, 1917, sehen wir unsern Kaiser als den starken Heraufbringer einer neuen Zeit. Er will seinen Feinden das Böse, das sie ihm und seinem Volke zugedacht haben, nicht mit Bösem vergelten. Großmütig im Siegeslauf sich selbst bescheidend, als Stimme der Vernunft wider alle dämonische Unvernunft hat er einer friedelosen Welt als hehre Weihnachtsgabe Frieden angeboten. Zum erstenmal im großen Völkerringen ist das Wort Friede verheißungsvoll gesprochen worden, gesprochen nicht von irgendeinem Phantasten, sondern vom bedeutsamsten Manne, den zur Zeit die Erde trägt, denn das ist ohne Einbildung und Selbsttäuschung der Deutsche Kaiser. Und wenn sie drüben auch jetzt noch nicht einschlagen wollen, die kaiserliche Friedenshand bleibt ausgestreckt, sie kann es bleiben, denn gerade darin auch besteht des Kaisers und seiner Verbündeten Sieg, daß manche seiner Gegner sich heimlich fürchten vor dem Frieden und vor all dem, was dann in ihrem Lande wird aufgerollt und abgerechnet werden. Je länger der Krieg schon dauerte, je tiefer die Welt durch ihn durchschüttert wurde, um so schwerere Fragen sind heraufgestiegen und harren nun gebieterisch der Lösung. Hinter der Gegenwart und der Entscheidung der Schwerter steht die Zukunft, die die Neuordnung so vieler Dinge, die Beantwortung nationaler, sozialer, wirtschaftlicher, kolonialer, religiöser Fragen und vor allem die Lösung der Friedensfrage bringen soll. Da ist kein Volk, kein Stand, kein Mensch in all den beteiligten Ländern, der nicht die stärksten Wünsche, Hoffnungen und Forderungen hegte. Und das alles kommt schließlich bei ihm zusammen, harrt seines fördernden Einflusses und seines Deutschen Reiches Vorbild. So steht Wilhelm II. vor uns als der Mann der Hoffnung, als die Schicksalsgestalt Deutschlands, Europas, ja, der ganzen Welt und langer Folgezeit.

Heute ist sein Geburtstag, ein neuer Meilenstein am Lebenswege dieses Mannes.

Ein junger Kriegsfreiwilliger hat neulich irgendwo geäußert: „Was mag wohl unser Kaiser denken, wenn er abends alleine ist?" Mit dieser Frage bekundete der junge Krieger, daß ihm angesichts der Riesenhaftigkeit des gegenwärtigen deutschen Kriegs- und Heereswesens eine Ahnung davon aufgedämmert war, welch ungeheure Wucht der Verantwortlichkeit auf der Zentralstelle des Ganzen, auf der Person des Obersten Kriegsherrn lasten müsse.

Nehmen wir die hingeworfene Frage auf. Was mochte unser Kaiser denken, als er heute morgen vom Schlummer erwachte? Gewiß doch dasselbe wie wir im gleichen Falle: Heute ist dein Geburtstag, der Tag von den 365 Tagen des Jahres, der zu deinem Herzen seine ganz besondere Sprache spricht. Und dann — wir kennen seine fromme Gesinnung — wird er seine Hände gefaltet haben und an das Vaterherz seines Gottes gegangen sein für sich, für seine hohe Gemahlin, für die Großen und die Kleinen seines Königlichen Hauses, für sein tapferes, treues Heer, für sein liebes deutsches Volk und als Christ — auch für seine Feinde.

Und was tun wir an diesem kirchlich-vaterländischen Festtage? — Hier auf Rußlands Boden ist es in alten Zeiten Sitte gewesen, daß am Geburtstage des Zaren zu einer bestimmten Stunde ein Glockenzeichen gegeben wurde; und wenn dieses Geläut ertönte, dann fiel alles, was Russe hieß in dem ganzen, riesigen Reiche, ein jeder, wo er sich befand, zur Erde nieder und sprach ein Vaterunser für den Zaren. Und zur gleichen Stunde beugte in seinem Palaste auch der Herrscher aller Reußen seine Knie und betete für sein Volk. Ergreifendes Bild! — Dazu ist Kaisers Geburtstag, und das soll, zumal in so schwerer, entscheidungsvollster Zeit, der innere Höhepunkt aller Festfeiern heute sein, daß wir, wenn auch nicht mit jener äußeren Gebärde, so doch im Geist und in der Wahrheit, ein Gleiches tun; Vaterland und Landesvater miteinander, füreinander, wie eine Kriegs-, so auch eine große Betgemeinde vor dem Seligen und Alleingewaltigen, vor dem Könige aller Könige und Herrn aller Herren:

> Sei du uns Fels und Burg
> Und führ uns wohl hindurch,
> Denn dein ist heut und allezeit
> Das Reich, die Kraft und Herrlichkeit!

Da mag nun heute ein jeder an seinem Teile dem Kaiser persönlich Dank wissen und für ihn seine besonderen Wünsche auf dem Herzen haben: die christliche Ehe, das deutsche Haus, diese Urzelle alles kirchlich wie staatlich gesunden Volkslebens dafür, daß uns die Heilighaltung aller Tugenden auf diesem Gebiet seit Jahrzehnten an vornehmlichster Stelle so sichtbar vor Augen gesetzt ist. Hausehre ist ein blankgeschliffener Stahl; ein Hauch, und sie erblindet. Sensationslüsterne Augen und heißhungriger Klatsch haben niemals auch nur den geringsten Makel an diesem ersten aller deutschen Häuser finden können! Welch eine Gabe, gerade zu einer Zeit, in der die Ehescheidungen trotz mancher Erschwerung durchs Bürgerliche Gesetzbuch sich in erschreckendem Maße mehren! Mögen die Vertreter der Wissenschaft sich freuen, daß sie in unserm Kaiser einen geistig hochbedeutenden, vielinteressierten, freigebigen Förderer haben; die Meister und Jünger der Kunst, daß ihm ein geweihtes Auge für ihren hohen Beruf gegeben ist; die Männer der Landwirtschaft und des Handels, der Industrie und der Technik, daß ihres Kaisers weltweiter Blick mit gespanntester Aufmerksamkeit alle neuzeitlichen Errungenschaften verfolgt und sie alsbald für sein Volk nutzbar zu machen sucht; unsere Geistlichen und Lehrer, daß er ein unerschrockener Bekenner christlichen Glaubens, ein Mann der Bibel und des Gebetes ist; unsere Arbeiter vollends — da hat man nie Schelten gehört von der Höhe des Thrones über die Betörten, Irregeleiteten, nie ein Verdammen ihrer falschen Wahngebilde; seine väterliche Treue ließ sich nicht erbittern, rastlos tat er seine Pflicht im Dienste der Fürsorge und Gerechtigkeit. Die soziale Gesetzgebung, dies Testament seines in Gott ruhenden Großvaters, ward von ihm ausgebaut und wirkt segensreich für unser Volk und vorbildlich für alle Völker der Erde. Und was er seinen Soldaten einst als junger Fürst bei seinem Regierungsantritt freudig gelobte: „Ich und meine Armee, wir gehören unauflöslich zusammen", das hat er in guten und schweren Tagen treulich gehalten. Wer's je gehört hat, wie stark und innig das zusammenklingt: „Guten Morgen, Kameraden!" — „Guten Morgen, Euer Majestät!", der weiß, zwei tragende Ideen, die das Geheimnis der Erziehung und der Erfolge unseres Heeres bilden, sprechen sich in diesem kernigen Gruße aus: brüderliche Kameradschaft des Führers und eiserne Disziplin der Geführten, Zusammenschluß wie ehrfürchtige Distanz in rechter Weise schön vereint.

Aber nicht nur in Heer und Marine ist diese persönliche Art unseres Kaisers hineingeprägt, sein Geist durchdringt bewußt oder unbewußt erziehlich alle Kreise unseres Volkes in weitgehendstem Maße. Einmal ist es der Pflichtgedanke, die selbstgewollte, freudige Pflichterfüllung, in der die Person die Sache durchdringt und die Sache sich in der Person verkörpert. Seele und Amt verschmelzen sich in eins und erzeugen die unverbrüchliche Treue, jene Gewissenhaftigkeit bis ins Kleinste, die unsere Feinde jetzt an uns bewundern. Und damit vereint sich, aus dem deutschen Gemüt geboren, eine ebenso freundliche wie uneigennützige Hilfsbereitschaft, eine Hilfsbereitschaft, die Zeit und Herz hat für das Einzelne, Kleine, wie Blick und Hingabe fürs Große, Ganze. Dies herb Geschlossene und persönlich Offene, dem Fremden unnachahmlich und oft unverständlich, ist der schöne Grundzug vollendeter christlich-germanischer Männlichkeit und tritt in unserem Kaiser so vorbildlich für alle in die Erscheinung.

Wie einst König Wilhelm I. zur Zeit des Militärkonflikts viel Kurzsichtigkeit und Widerstand zu überwinden hatte, so sind auch Kaiser Wilhelm II. in seiner Pflichterfüllung Kritik und Unverstand nicht erspart geblieben. Vergessen wir nicht, das Wort „Militarismus" ist in Deutschland geprägt und so lange genannt und befehdet worden, bis das Ausland es begriffen hatte und glaubte, hier läge wirklich eine Weltgefahr beschlossen. Wo aber wären heute Deutschland und Österreich-Ungarn, wenn der vielgeschmähte Militarismus nicht dagewesen wäre, wenn der Kaiser nicht in täglich treuer Pflichterfüllung das Pulver trocken gehalten und das Schwert geschliffen, die Gefahr erkannt und die Kraft gespannt hätte! Und wie dereinst die ruhmreichen Jahre 1864, 1866 und 1870/71 die Bestrebungen des Großvaters, so hat auch dieser große Krieg die Treue des Enkels glänzend gerechtfertigt. „Einstehe für Pflichterfüllung bis zum Äußersten", dies Telegramm aus fernem Osten vom Führer einer kleinen, todgeweihten Schar, die wie selbstverständlich den Krieg mit einem ganzen Volk aufnahm, atmete gleich zu Beginn des Kampfes den Geist des Kaisers, in dem seine Heere kämpfen, sterben und siegen würden.

Und Gott sei Dank, daß wir einen warmherzigen Obersten Kriegsherrn haben! Einen Kriegsherrn, nicht wie jene Großfürsten und Feldherren des Zaren, die rücksichtslos, bis zu sechzehn Gliedern tief gestaffelt, ihre Landeskinder gegen die deutschen Feuerschlünde heranpeitschen und sich verbluten lassen; nicht wie jene englischen Minister, die zur Schmach christlicher Kultur die armen Farbigen heranführen und die Ahnungslosen kaltherzig niedermähen lassen — nein, das große Heerlager des deutschen Volkes schaut auf zu einem Obersten Kriegsherrn, der alle Kriegsnot, Wunden, Schmerzen und Verluste väterlich empfindet, persönlich mitträgt und warmherzigsten Anteil nimmt, der über den Strömen von Blut und den Schrecken eines modernen Schlachtfeldes erschüttert auf gen Himmel blickt: „Herr Gott, Du weißt's, ich hab' es nicht gewollt!" Das ist das ergreifende Bekenntnis aus der Tiefe eines deutschen Gemüts, eines reinen Gewissens, ein Wort, das die Weltgeschichte zur Rechtfertigung des Kaisers nicht vergessen wird.

Beides aber, die Treue wie die Liebe, das Führen wie das Dienen, hat seinen Quell in der persönlichen Frömmigkeit, in dem priesterlichen Sinn des Monarchen. Er weiß, von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin, und du hättest keine Macht über die 70 Millionen Deutschen, wenn sie dir nicht von oben herab gegeben wäre. So fühlt sich der Träger der Krone in erster Linie nicht der Mitwelt, seinem Volke, auch nicht einer richtenden Nachwelt, der Geschichte, sondern Gott persönlich dereinst verantwortlich. Im Aufblick zu Ihm und in der Nachfolge Dessen, der uns sein Vorbild gelassen hat, gleicht Kaiser Wilhelm jenem klugen Manne, der sein Haus auf einem Felsen baute. Nun mögen die Platzregen fallen und die Gewässer kommen und die Winde wehen und stoßen an das Haus, an das Reich, es fällt doch nicht, denn es ist auf einen Felsen gegründet — auf den Felsen, an dem nach Bismarcks Wort das Narrenschiff dieser Welt noch immer gescheitert ist; es wird auch aufs neue scheitern. Dem Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen, und für solch sieghaftes Gelingen blickt Deutschland heute fürbittend für den Aufrichtigsten im Volk gen Himmel:

> Sei du dem Gesalbten gnädig,
> Segne, segne unsern König!

Hierzu am Eingang der Nummer ein Bildnis des Kaisers von Felix Ehrlich.

Der Kaiser bei einer Besprechung mit dem Generalstabschef Generalfeldmarschall v. Hindenburg und I. Generalquartiermeister General Ludendorff im Großen Hauptquartier im Januar 1917.

Die bulgarischen Gäste in Berlin.

Einen neuen Beweis für die immer stärker werdende, auf treuer Waffenbrüderschaft gegründete deutsch-bulgarische Freundschaft bildet der Besuch einer Anzahl namhafter bulgarischer Schriftsteller und Künstler, die aus Sofia nach Deutschland gekommen sind, um die Kenntnis bulgarischen Schrifttums und bulgarischer Kunst in Deutschland zu fördern und zugleich auch sich mit deutscher Art und Kultur vertraut zu machen. Der Besuch begann am 14. Januar verheißungsvoll in Berlin. Ein Akt der Pietät leitete den Aufenthalt in der Reichshauptstadt ein: die Niederlegung eines mit den Farben ihres Landes geschmückten Lorbeerkranzes am Sarkophage Kaiser Wilhelms I. im Mausoleum zu Charlottenburg. Dann folgte eine Besichtigung der Gemäldeausstellung ihres Landsmannes Professor Michailoff. Daran reihte sich der Empfang im Rathaus durch Bürgermeister Dr. Reicke. Am Nachmittag folgte ein von der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft gegebener Tee im Gasthof Esplanade, bei dem Reichstagsabgeordn. Dr. Stresemann eine zündende Begrüßungsansprache hielt, auf die Dr. Tischoff, Direktor der Nationalbibliothek in Sofia, mit einer die deutsche Kultur feiernden Rede erwiderte. Am Abend fand ein von der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft veranstalteter Bulgarischer Kunstabend in der Singakademie statt, zu dem die Kaiserin erschienen war. Das Programm machte mit bulgarischen Dichtungen und Kompositionen bekannt. An die künstlerischen Darbietungen schloß sich ein Abendessen im Gasthof Esplanade, bei dem Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein und Dr. Tischoff das durch Blut und Eisen geschlossene Bündnis feierten. Anderntags folgten die bulgarischen Gäste einer Einladung zum Frühstück in der Villa des bulgarischen Generalkonsuls Mandelbaum, danach einer Einladung zum Tee bei dem bulgarischen Gesandten D. Rizoff. Den Beschluß bildete ein zweiter Bulgarischer Kunstabend in der Singakademie, der gleich dem ersten einen großen Erfolg hatte. Von Berlin ging die Reise der Gäste zunächst nach Breslau.



Vom Besuch bulgarischer Schriftsteller und Künstler in Berlin: Gruppenaufnahme der Teilnehmer nach dem von der Deutsch-Bulgarischen Gesellschaft am 14. Januar veranstalteten Tee.

Von links nach rechts, obere Reihe: Schriftsteller Th. Trajanoff, Schriftsteller Otto Müller-Neudorf, Schauspieler Sawa Ognianoff (Nationaltheater, Sofia), Klaviervirtuosé Andrey Stojanoff, Opernsänger Panajot Dimitroff, Schriftsteller Weliko Jordanoff, Schriftsteller Dobri Nemiroff; untere Reihe: Schriftsteller Elin-Pelin, Schriftsteller A. Straschimiroff, Dr. M. Tischoff, Direktor der Nationalbibliothek in Sofia.

Albert Niemann.

Von Franz E. Willmann, Leipzig.

Fast sechsundachtzig Jahre alt ist als Erster im neuen Jahre einer der wenigen noch lebenden Patriarchen aus dem Reiche der Kunst dahingegangen: Albert Niemann. Fernab von allen Gelüsten der neuzeitlichen Stars hat dieser berühmteste Heldentenor der Berliner Oper den sein Grab überdauernden Reiz einer vollendeten Persönlichkeit in hohem Grade besessen. Stärker als seine vielgerühmten Berufs- und Stimmgenossen Schnorr und Tichatscheck besaß er die Gabe, das Gesamtkunstwerk, wie es Richard Wagner sich dachte und schuf, voll zu verkörpern. Ihm war die Fähigkeit des „Schmerzensakzentes“, wie Wagner sich ausdrückte, zu eigen, die ihn über alle zeitgenössischen Darsteller weit emporhob. Eine herrliche Gestalt, ein selten wohllautendes, tragfähiges Organ von reinster Tenorfärbung, Gang und Gebärdenspiel, musikalische Intelligenz und dramatische Ausdrucksfähigkeit vereinigten sich mit einer Liebe zur Kunst und Anhänglichkeit zur Bühne zu einer Gesamterscheinung, wie sie wahrlich alle hundert Jahre nur einmal einem Volke gegeben wird.

Sein Leben war anfangs das des vielgeprüften, nicht in seinem Können erkannten Mimen: Mißerfolge, Unstetigkeit, völlige Ablehnung von maßgebendster Seite, nichts blieb dem gut gebildeten, strebsamen jungen norddeutschen Gastwirtssohne erspart. Aus dem Jahre 1854, wo er in Hannover am Hoftheater Anstellung fand, datiert sein erster bleibender Erfolg, der ihn als lyrischen Tenor dieser bedeutenden, vom König Georg mit großer Sorgfalt gepflegten Hofbühne zwölf Jahre lang erhielt. Allmählich in das Heldenfach übergehend, erweiterte sich sein Rollen-



Albert Niemann,

berühmter Wagner-Sänger, † am 13. Januar in Berlin im 86. Lebensjahre. (Hofphot. Erwin Raupp.)

kreis, bis er endlich in allen Erstaufführungen Wagnerscher Werke, dem „Tannhäuser“ zumal, die Heldentenöre sang. Gastspiele in Berlin, die enge Fühlung mit dem von ihm verehrten Richard Wagner führten ihn auf die Höhe des Ruhmes, als plötzlich der gänzliche Durchfall des „Tannhäuser“ in Paris, der den weltbekannten Theaterskandal zur Folge hatte, Niemann und Wagner für zehn lange Jahre gänzlich auseinanderbrachte. Sein Weggang nach Berlin (1866) fällt in diese Zeit, wo er dann bis zuletzt dreiundzwanzig Jahre lang unter Hülsen, in den letzten Jahren als ständiger Gast, endlose Triumphe feierte. Sein Freund und Kollege Beetz führte ihn mit dem Bayreuther Meister wieder zusammen. Im Jahre 1876 schuf er in Bayreuth den Siegmund, von da an wieder zu den Treuesten der Getreuen zählend. Wagners großer Erfolg war auch der seine. Dem genialen Schöpfer war er der ebenbürtige Verkünder. Sein persönlichstes Verdienst ist es, mit den althergebrachten Heldentenormanieren aus eigenem Antrieb, aus innerstem Verstehen der künstlerischen Absichten des Meisters heraus endgültig gebrochen und hier den Weg für eine neue Auffassung geschaffen zu haben: ein Adel künstlerischer Berufsauffassung, den er in seiner Berliner Wirkungsstätte auch auf seinen übrigen, ungewöhnlich umfassenden Rollenkreis übertrug, und der ihm diese einzigartige Stellung in der deutschen Theater- und Musikwelt schuf.

Um den in Berlin allbekannten, allverehrten Künstler rankte sich bald ein Kranz von Anekdoten, die mit mehr oder minderer Wahrhaftigkeit doch alle von seinem Wesen beredtes Zeugnis ablegen. Ein großer Freundeskreis bildete sich um ihn und blieb ihm auch treu, als er klug genug in dem Augenblicke Abschied von der Bühne nahm, da er den Zenit seines Schaffens eben überschritten hatte. Seit 1889 lebte er, nur ganz vereinzelt noch zum Singen bereit, in Berlin, am Leben der Reichshauptstadt regsten Anteil nehmend. Fast alle Größen seiner Zeit, fast alle Berliner Freunde hat er überlebt. Auch seine zweite Frau, Hedwig Niemann-Raabe, mit der er fünfunddreißig Jahre lang verheiratet war, hat er um mehr als ein Jahrzehnt betrauert. Mit ihm ist ein ganz Großer, ein Zeuge der Blütezeit deutscher Kunst, ins Grab gesunken, der in seiner fast ein Menschenalter währenden Zurückgezogenheit uns Jüngeren wie ein Mythos erscheinen mußte und nur bei seinem mit viel Glanz gefeierten achtzigsten Geburtstag für eine kurze Spanne vor aller Öffentlichkeit auftauchte, um auch hier wieder das Bild einer rührenden, seltenen Künstler-Bescheidenheit zu bieten, das wir als schönstes Andenken an ihn jetzt bei uns behalten wollen.

Albrecht Kurzwelly.

Von Dr. Egbert Delpy.

Am 8. Januar erlag Professor Dr. Albrecht Kurzwelly in Leipzig den Angriffen eines hartnäckigen und langwierigen Herzleidens plötzlich und unerwartet im Alter von noch nicht neunundvierzig Jahren. Die Trauer um den trefflichen, unermüdlichen Forscher und Arbeiter auf allen Gebieten heimischer Kunst- und Stadtgeschichte ist in Leipzig allseitig und aufrichtig, hat doch der stets tatbereite, liebenswürdige Mann, der alle Resultate seiner Forschungen wie das ihm zu Gebote stehende Arbeitsmaterial in vorurteilsfreiester Weise allen ernsthaft Strebenden in unermüdlich hilfsbereitem Eingehen auf Sonderwünsche zur Verfügung hielt, hier sich einer Wertschätzung zu erfreuen gehabt, wie sie nicht eben häufig so einmütig und stark gefunden wird. Man schätzte in Kurzwelly die ernste, stille Sachlichkeit des Gelehrten, der sich durch Äußeres nicht blenden läßt und dabei doch den instinktiven Blick für das Wertvolle, Echte hat. Man bewunderte seine zähe Arbeitskraft und seinen ehernen Willen, die ihn, allen Anfällen seines Leidens zum Trotz, die Vollendung seines Lebenswerkes mit systematischer Gründlichkeit in liebevollster organisatorischer Kleinarbeit erzwingen ließen. In den wundervoll übersichtlich, lebensvoll und anheimelnd eingerichteten Sälen des historischen Leipziger Rathauses am alten Markt, das die reichen Sammlungen des von Kurzwelly geschaffenen neuen Stadtgeschichtlichen Museums beherbergt, hat der Verstorbene sich selbst das beste Denkmal gesetzt.



Professor Dr. Albrecht Kurzwelly,

ein verdienter Forscher auf dem Gebiete der Leipziger Kunst- und Stadtgeschichte, zuletzt Direktor des unter seiner Leitung errichteten Stadtgeschichtlichen Museums, † am 8. Januar in Leipzig im 49. Lebensjahre. (Phot. E. Krömer, Leipzig.)

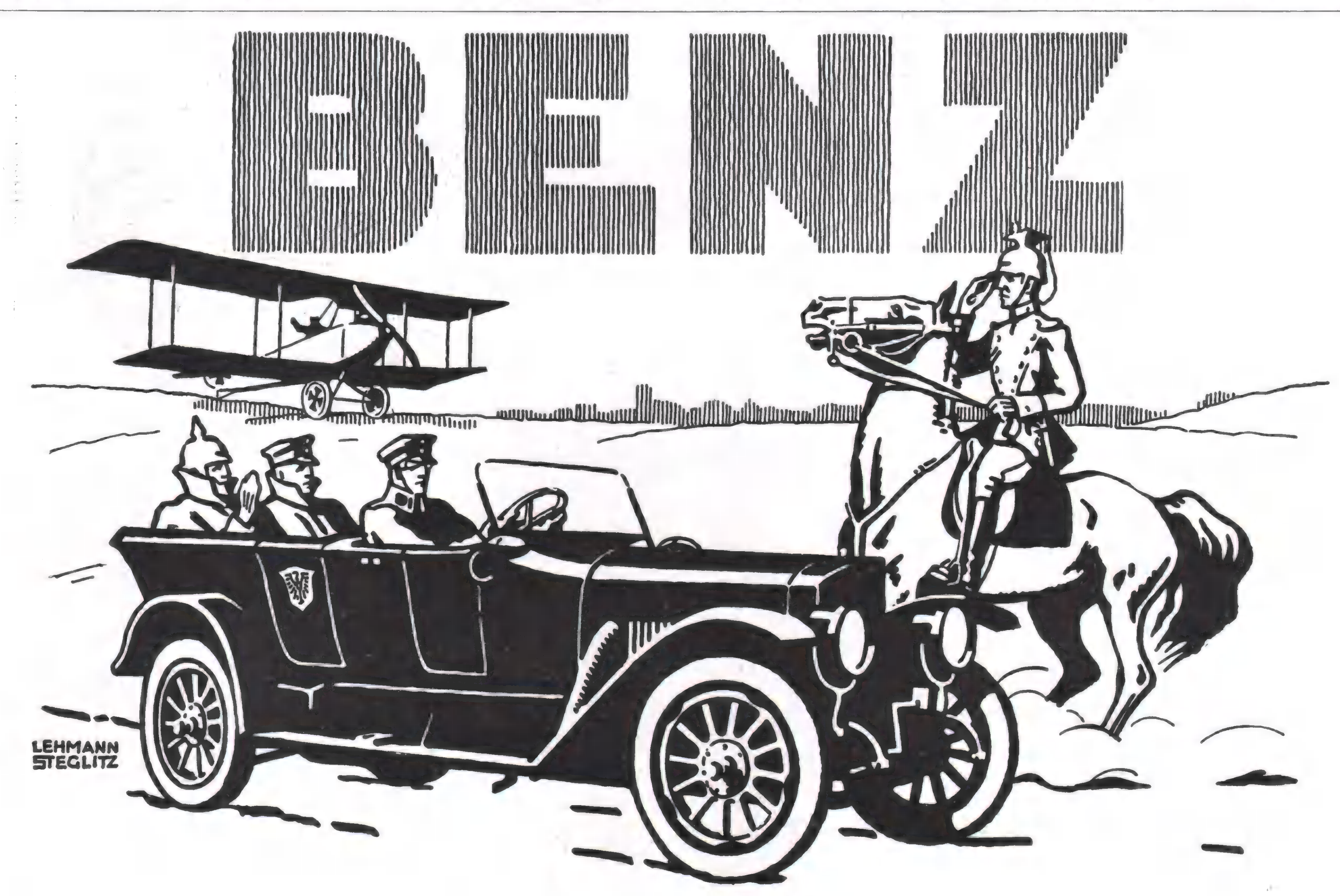
Hier hat er in mustergültiger Weise gezeigt, wie eine Summe der verschiedenartigsten, pietätvoll gehüteten und überlieferten Objekte aus allen Gebieten stadtgeschichtlichen Lebens durch eine künstlerisch ordnende und gruppierende Hand zu einem sinnvollen, höchst fesselnden und anregenden Ganzen zusammengefaßt werden kann! Das künstlerische alte Leipzig verliert in dem Dahingegangenen seinen besten Freund und Kenner. Ihm hat er, der in Leipzig Geborene, seit er 1894 hier promovierte, in den Jahren seiner Assistententätigkeit am Kunstgewerbemuseum und selbst während der Arbeit als Organisator des Stadtgeschichtlichen Museums bis zu seinem Tode immer wieder Spezialforschungen gewidmet, die als gewichtige Bausteine für eine noch zu schreibende Geschichte der Leipziger Kunst uns hinterlassen sind. Ein in Arbeit und Pflichttreue vorbildliches, ganz dem Dienste seiner Vaterstadt gewidmetes Leben ist zum vorzeitigen Abschluß gebracht. Das künstlerische Leipzig hat allen Grund, zu trauern!

Bücherschau.

Der Büchermarkt im Jahre 1916.

Von Dr. Lerche, Erstem Bibliothekar der Deutschen Bücherei, Leipzig.

Es ist ganz außerordentlich bemerkenswert, in wie hohem Grade die Schätzung des Buches und des gedruckten Buchstabens überhaupt zugenommen hat. Nicht nur aus den Schützengräben und aus den Lazaretten hört man ständig lebhafte Rufe nach Lektüre und Unterhaltung. Auch die Daheimgebliebenen greifen zumal infolge Mangels an anderer Unterhaltung mehr als vielleicht sonst zum Buche, zur Zeitschrift und zur Zeitung. Ganz seltsam ist es, daß Schalterbeamte in nicht überfüllten Stunden neben sich Bücher liegen haben, daß Straßen- und Eisenbahnangestellte in den kurzen Pausen des Dienstes ein Reclamheftchen oder etwas ähnliches zur Unterhaltung hervorziehen. Trotz dieses starken Bedürfnisses nach Büchern, nach Gedrucktem, ist doch die eigentliche Produktion im Buchhandel zurückgegangen. Sie hat im letzten Friedensjahr etwa 35000 bibliographische Einheiten betragen, und beträgt jetzt nicht zwei Drittel davon. So ist also die Bücherproduktion im Jahre 1915 schon um über 30 Proz. vom Stand des Jahres 1913 gesunken, und man wird annehmen dürfen, daß die Produktion des Jahres 1916 nicht 20000 bibliographische Einheiten umfassen wird. Es ist klar, daß der große Krieg auf die Bücherproduktion und auf den Büchermarkt einen entscheidenden Einfluß gehabt hat. Wenn heute der kriegerische Einfluß auch auf dem Büchermarkt in erster Linie durch die Materie bedingt ist, so muß man sich vor Augen halten, daß das im Jahre 1915 und noch viel weniger im Jahre 1914 der Fall gewesen ist. Der Unterschied der Bücherproduktion von 1913 zu 1914 beträgt etwa 16 Proz. Diese 16 Proz. Verlust sind auf die geringe Produktion an Büchern im letzten Quartal 1914 zu setzen. Der Unterschied zwischen der Bücherproduktion von 1913 und 1915 ist dagegen ein bedeutend größerer und geht über das ganze Jahr 1915 hinaus. Ebenso verhält es sich mit dem Jahre 1916. Es ist nur merkwürdig und liegt doch in der Natur der Dinge, daß der Rückgang sich nicht überall gleich stark bemerkbar gemacht hat. Ungefähr um die Hälfte zurückgegangen ist die Produktion der geographischen Werke und Karten. Das ist seltsam, weil in mancher Hinsicht Karten nie so begehrte Artikel gewesen sind wie gerade jetzt. Ebenfalls um die Hälfte zurückgegangen ist die Produktion der medizinischen und hygienischen Werke, und das ist wieder seltsam, weil in keiner Zeit die Erfüllung hygienischer Pflichten und das Wissen von der Heilkunde so wichtig gewesen sind wie in dieser Zeit. Auch die Bücher über Haus- und Landwirtschaft haben einen bedeutenden Rückgang zu verzeichnen, obwohl eine ungeheuere Produktion an hauswirtschaftlichen Werken zu verzeichnen ist, die sich insbesondere mit den Ernährungsverhältnissen eingehend beschäftigen. Dem gegenüber ist festzustellen, daß die Theologie mit ihren Hilfswissenschaften, nach einem kleinen Rückgang im Jahre 1914, im Jahre 1915 wieder über 1913 gestiegen ist. Auch der Rückgang in der Rechts- und Staatswissenschaft ist nicht übermäßig groß. Sonderbar ist es, daß Schriften über Erziehung und Unterricht und sogenannte schöne Literatur seit 1913 um ein Drittel gesunken sind. Ich gebe hier nur ganz rohe Zahlen für 1915 an und bin der Meinung, daß sich die Zahlen im Jahre 1916 absolut wohl etwas geändert haben, daß relativ aber keine Verschiebung eingetreten sein wird. Nun ist zu bedenken, daß die viel gekauften Karten immer große Auflagen dargestellt haben, und daß daher der Rückgang an neu hergestellten bibliographischen Einheiten doch ein recht bedeutender sein kann, selbst wenn außerordentlich viel gekauft wird. Ebenso ist trotz vieler Anregungen, die kriegerische Verletzungen und militär-ärztliche Fragen gegeben haben, die medizinisch-wissenschaftliche Literatur im ganzen wenig gefördert. In der Theologie dagegen handelt es sich, trotz des kleinen Zuwachses der Zahl, sicher nur um einen ganz geringen Preiszuwachs, wenn ein solcher überhaupt festzustellen ist. Die theologische Wissenschaft hat nicht viel im Kriege zu sagen. Die theologische Praxis dagegen hat sich als außerordentlich tätig erwiesen, und ohne Zweifel sind erst dadurch, daß der Krieg an ihr Herz gepocht hat, viele Kanzelredner ihrer Gabe recht bewußt geworden und haben erst auf diese Veranlassung hin Ansprachen, Predigten und Erbauungsbücher drucken lassen. Und zwar trifft das nicht nur für die beiden Hauptbekenntnisse der christlichen Kirche zu, sondern auch israelitische Geistliche haben wohl zum ersten Male in weitem Umfang Erbauliches (Homiletisches) drucken lassen. Die Rechtswissenschaft hat darum nur einen ganz geringen Rückgang zu verzeichnen, weil die kriegerischen Verwicklungen ganz außerordentlich viel Anregung geboten haben. Wenn auch das Völkerrecht faktisch erledigt ist, so hat es theoretisch außerordentlich viel Beachtung weiterhin gefunden. Ebenso sind die neuen Kriegsgesetze und Verordnungen aller Art gesetzmäßig gefaßt, eingeleitet, kommentiert, erläutert und herausgegeben. Die Sorge für Kriegsbeschädigte und Invaliden hat eine Unmenge allgemein gehaltener Zeitschriften sowie Anleitungen und Führer erscheinen lassen. Die Erziehungs- und Unterrichtsschriften sind wohl nur darum zurückgegangen, weil man von der Herausgabe neuer Auflagen aus Sparsamkeitsrücksichten hat absehen wollen. Wenn aber die schöne Literatur um etwa ein Drittel zurückgegangen ist, da möchte ich kühnlich behaupten, daß das daran liegt, daß man weniger Schund gedruckt hat, weil eben das Bedürfnis nach wirklich gutem Lesestoff auch so reichlich Befriedigung finden kann. Es fragt sich nun, wie ist bei diesem Rückgang der Bücherproduktion der Büchermarkt gestaltet gewesen? Ich habe den Eindruck, daß viel Theologisches und viel Juristisches, das neu auf den Markt gebracht ist, allseitigem Bedürfnis entsprochen und großen Absatz gefunden hat. Aber ich habe ferner gemerkt, daß vereinswissenschaftliche Literatur nur ganz langsam vom Fleck gekommen ist. Große wissenschaftliche Vereine haben ihre Arbeiten und dementsprechend ihre Veröffentlichungen fast ganz eingestellt. Ferner liegt die begründete Vermutung nahe, daß außerordentlich viel kleine Broschüren und Traktate eine vielseitige Verbreitung gefunden haben, und daß historisch-politische Aufsätze, die Kampfschrift und die Schmähschrift weitverbreitet sind. Vor allen Dingen aber sind aus billigen Sammlungen, wie sie vom Insel-Verlag, von S. Fischer, vom Xenien-Verlag, von Reclam, vom Bibliographischen Institut, Ullstein, Scherl und vielen anderen immer und immer wieder verbreitet werden, ungeheuere Mengen nicht nur an die Front, sondern auch in das Heimatheer gegangen. Auch ist sicher, daß die billigen wissenschaftlichen Bücher, wie sie Göschen, Teubner, Quelle & Meyer, Kösel und andere herausgeben, einen verhältnismäßig ebenso großen und interessierten Leserkreis gefunden haben. Gute Unterhaltungsbücher, wie sie die großen Verlagsanstalten von S. Fischer, Kurt Wolff, Albert Langen, Georg Müller und andere auf den Markt gebracht haben, haben eine schnelle und, wie mir scheint, in letzter Zeit überraschende Verbreitung gefunden. Geld für gute Bücher ist immer vorhanden, und Bücher, die früher 5 Mark gekostet haben, werden gern mit 7,50 Mark bezahlt. Auch die Häuser, die den guten Unterhaltungsroman seit langem gepflegt haben, wie George Westermann, Grote, Grunow usw., werden sicher nicht über zu geringen Absatz ihrer Neuerscheinungen zu klagen haben. Und eins vor allen Dingen darf erwähnt werden: das künstlerische und wertvolle Buch, der gute Druck und schöne Einband und Liebhaberausgaben (R. Piper, Bruno Cassirer, Insel-Verlag, Kurt Wolff, H. v. Weber, Eugen Diederichs und viele andere) haben auch in diesem Kriegsjahr immer mehr Freunde gefunden. So kommt es mir vor, daß mit dem Sinken der Zahl der neu erschienenen bibliographischen Einheiten auf der einen Seite, ein Steigen des guten Geschmackes auf der anderen Seite verbunden ist. Jedoch dürfte dieser Satz nicht überall und nicht schlechthin Geltung haben. Es ist unendlich viel Schund auch heute noch vorhanden, und täglich wird außerordentlich viel



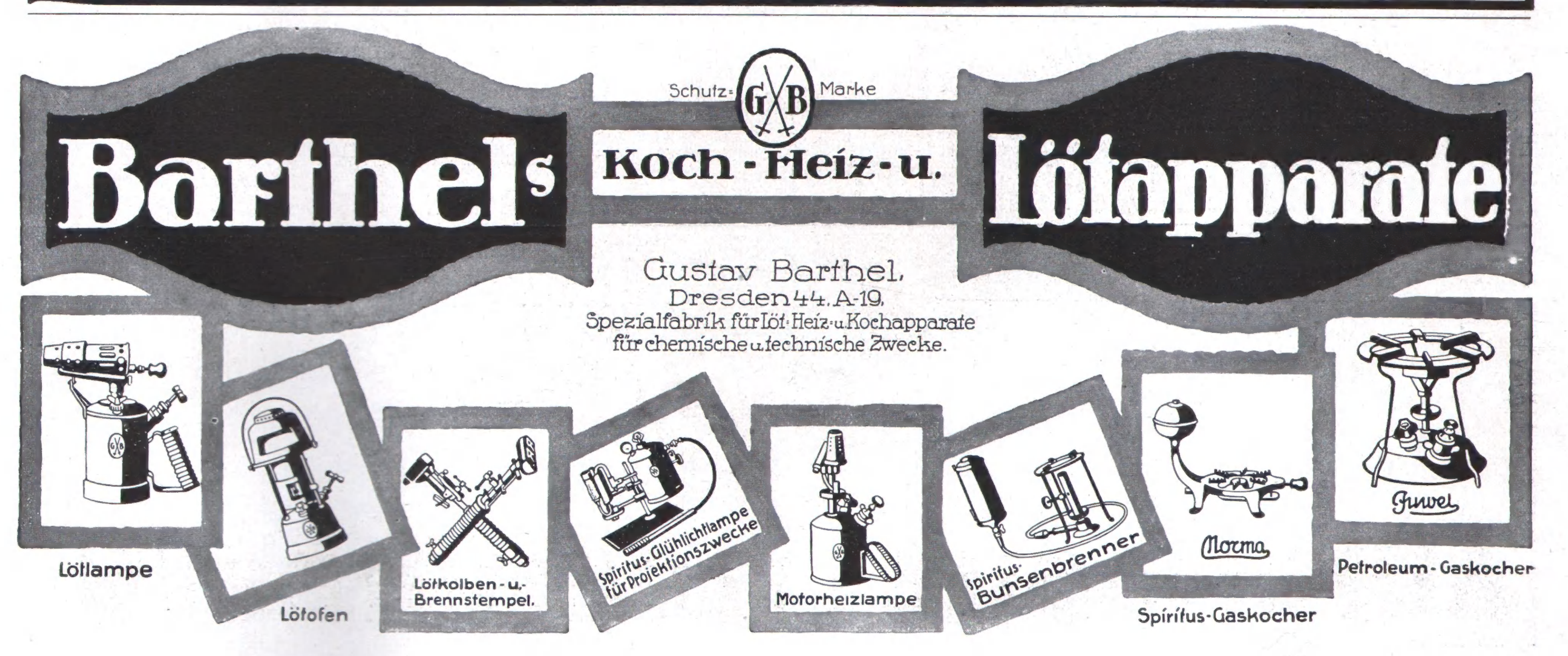
wertloses Zeug an die Front geschickt. Da jedoch die Notlage der Zeit zwingt, mit Papier und allem Druckmaterial hauszuhalten, so kann nicht so stark produziert werden wie bisher. Es wird schärfer gesiebt, und neben dem Verleger sieht der Leser kritischer. Der deutsche Leser hat gezeigt, daß seine Bedürfnisse nicht allein abhängig sind von dieser Notwendigkeit der Materie. Wenn er sich zu Klassikern, zu schönen neuen Ausgaben älterer Autoren und gediegener neuer Kost hingezogen fühlt und sich mit ihnen im Geist zusammenfindet, dann kommen wir dem Ideal nahe, das Leben auch in dieser schweren Zeit als ein Kunstwerk aufzufassen. Damit erwarten wir von dem deutschen Buch in dieser Zeit außerordentlich viel. Doch nicht zu viel! Und wie mir scheint, erfüllt es seine Aufgabe richtig, ohne daß der Büchermarkt als solcher dabei leidet.

Literarische Streifzüge. Der Krieg hat naturgemäß eine Flut von Literatur gebracht; aber es läßt sich vorläufig keineswegs sagen, daß er die Tendenzen der eigentlichen Entwicklungen umgebogen, gewandelt oder neu gerichtet hätte. Und das ist gut so; denn alle gesunde Entwicklung muß mählich und von innen aus gehen. Selbstverständlich wurden Romane, Novellen, Dramen und vor allem Gedichte in Überfülle geschrieben, die den gegenwärtigen Krieg zum Stoffe nahmen oder sich bemühten, die Zeit in irgendeine hochgestimmte Historie zu projizieren. In Roman und Drama muß eine Belebung des Historischen vorläufig immer noch als das Hoffnungsvollste erscheinen, wenn auch gerade hier mancherlei Gefahren und Abwege drohen. In der Lyrik aber verlangte die Zeit nach unmittelbarstem Ausdruck. Das Wertvolle ist hier indessen bestimmt nicht von den Literaturgrößen unserer Zeit geschaffen worden, die sich zum großen Teile gleichfalls in Kriegslyrik versuchten, so wenig auch zuweilen die Prägung ihrer Art sie hierfür zu berufen schien. Das Schönste entstand aus dem Volke. Bisher Unbekannte waren seine Dichter. Heinrich Lersch' Kriegspoesie tönte auf, gärend, ungereift, suchend, aber stark und heiß in flammenhaftem Erlebnis. Zuckermanns wundervolles Reiterlied ist ein einziger schwermütiger Ton, am Abend über das Feld hinklingend, der Gesang einer Empfindung, wie sie in Millionen Seelen gleichzeitig schwingen mochte. Die meisten Kriegsliedersammlungen brachten viel Spreu unter dem Weizen. Hier konnte begreiflicherweise der künstlerische Wert nicht allein entscheiden; vieles rechtfertigte als Zeitdokument seine Aufnahme. Das Beste findet man noch in der Sammlung von Julius Bab zusammen, die bei Morawe und Scheffelt erschien. Der eigentliche Unterhaltungsroman stürzte sich natürlich mit Feuereifer auf die Materie des Krieges und benutzte die typischen Situationen, die er in zahllosen Einzelschicksalen bereitete, um auf sie eine herkömmliche Romantechnik mit viel Sentimentalität und wenig Geist anzuwenden, Kreuzungen von marlittischer Familiarität und aktueller Kriegsberichterstattung, von Karl Mayscher Abenteuerlichkeit und den Sensationen des „blutigen" Ringens. Romane spielen in Polen, Flandern, im Elsaß; wenn es hochkommt, reinliche und sachlich treue Zustandsschilderungen, verquickt mit den üblichen Romanrequisiten. Abschied, Trennung, zerschlagene Hoffnungen, aber auch der Krieg als Erlöser aus unheilbaren Konflikten sind die immer wiederkehrenden Motive und finden ihr Publikum, das sie brauchen, und das sie braucht. In der Erzählung ist hier wenig wirklich Gutes geboten worden und verschwindend wenig, das bleiben wird. Das Drama René Schickeles „Hans im Schnakenloch" zeigt, wie es indessen sehr wohl möglich ist, ein aktuelles Problem – hier die Konflikte des Elsässers – auch künstlerisch zu zwingen. Die literarische Erzeugung hat im übrigen, auch unberührt vom Kriege, sich normal weiterentwickelt; – wenn man bedenkt, wie dieser Krieg die Kraft unseres Volkes zum Höchsteinsatz fordert, ein Zeugnis unserer kulturellen Stärke. Der Roman befaßt sich nach wie vor noch häufig mit sozialen und psychologischen Problemen und mehr noch mit einzelnen problematischen Gestalten. Die Zeit Ibsens, Zolas, Dostojewskis und Tolstois wirkt noch nach, und in mannigfachen Abwandlungen werden Motive verbreitert oder individualisiert, auf neue Zustände neu angewandt und zuweilen kompliziert. Der eigentliche Milieuroman zeitigte noch einen hervorragenden Nachzügler in St. Reymont, dem Verfasser der „Polnischen Bauern", dessen Roman „Lodz"*) – ironisch „Das gelobte Land" – in zahlreichen parallelen Schicksalen die Tragik einer ganzen Stadt im Sinne Zolas, nur mit ungleich beweglicheren und stärker bildnerischen Mitteln entfaltete. Der Weltanschauungsroman wird von dem Dänen Karl Gjellerup neu kultiviert. Neben diesen Produkten, die irgendwie das Leben des modernen Menschen illustrieren, steht eine zeitfremde Epik. Die Bauerngeschichte findet noch immer ihre Freunde. Eine Entwicklungslinie reicht hier von Auerbach über Anzengruber zu Rosegger, Huggenberger und Paul Zifferer**). Dem klassizistisch-romantischen Typus genähert, fällt Georg Munks Roman „Irregang"***) durch eine harmonisch-dichterische Formung eines im Grunde einfachen tragischen Frauengeschickes unter den Erscheinungen des letzten Jahres auf. Die junge literarische Bewegung aber, die mit dem Schlagwort „Expressionismus" nicht ohne weiteres erschöpft werden kann, ist im Begriff, von der von vornherein behaupteten Lyrik aus sich auf den Roman und das Drama in entsprechenden Nuancierungen auszubreiten. Diese Bewegung darf nicht zu eng gefaßt werden und nicht, wie so häufig, mit der Spezialität des Futurismus verwechselt werden. Ihr Sinn ist vor allem der, eine neue Metaphysik in die Kunst hineinzuleben, kraft eines reicheren und vermannigfachten Ausdrucks die Menschen, Vorgänge, Dinge schöpferisch und seelisch vertieft zu ergreifen. Sie strebt über die Erscheinung hinaus zum An sich. Daher reißt ein Zug in das Kosmische; religiöse Sehnsucht ist erwacht und Wille geworden. Max Brods „Tycho Brahes Weg zu Gott"†) kann als großartiger Versuch eines religiösen Entwicklungsromanes gelten. Meyrinks „Golem"††) wie seine Novellen lassen die Lust an mysteriösen Phantasien spielen und zeigen den neugeweckten, mit der Romantik gemeinsamen Sinn für die Geheimkräfte der Erde. Dr. Friedrich Gebrecht.

Kunstgeschichtliche Bücher. Zu den Vorwürfen, die der deutschen Wissenschaft vom jetzt feindlichen Auslande schon vor dem Kriege gemacht wurden, gehört der, daß sie in erster Linie registrierend, aufzählend, ordnend wirkte. Deutschland ist die Heimat der großen Sammelwerke, der die Gesamtliteratur der Kulturwelt umfassenden kritischen Jahresberichte, der großen Nachschlagebücher und so vieler anderer, oft aus öffentlichen Mitteln unterstützter großer wissenschaftlicher Unternehmen. Die anderen Völker sahen, nicht immer mit Behagen, das tiefe Eindringen deutscher Gelehrter in ihr Geistesleben, die Versuche, dies unter dem Gesichtspunkte der Gesamtentwicklung einzuordnen und zu einer gerechten Würdigung der Einzelleistungen der Völker innerhalb des gemeinsamen Kulturfortschrittes zu gelangen. So mit errangen auch die deutschen Kunstgelehrten die Fähigkeit, fremdes Wesen aus seinen Grundbedingungen heraus gerecht zu beurteilen, die Werke der Kunst vom Gesichtspunkte ihres Entstehungslandes aus zu beurteilen; und das führte sie zu dem Vermögen, ohne Ungerechtigkeit gegen die Heimat, fremde Art anzuerkennen, ihr mit herzlicher Liebe entgegenzutreten, selbst auf die Gefahr hin, diese von Angehörigen anderer Völker als eine Anerkennung der Überlegenheit über das Deutsche gedeutet zu sehen. Man mag darüber streiten, welche Auffassung die höherstehende ist: Einem Franzosen wird es außerordentlich schwer, nationale Abneigungen so weit zu überwinden, daß er die Leistungen des fremden Volkes vorurteilslos beurteilen kann. Heute erscheint dort ein Mann als „Verräter" am Vaterland, der deutschem Wesen gerecht zu werden versucht. Kunstschwätzer wie Péladan, gleich Kunstgelehrten wie Mâle, wetteifern darin, deutsche Kunst so tief als möglich herabzusetzen. Sie

*) Verlag Georg Müller, München. **) „Reif für das Leben", Verlag Eugen Diederichs, Jena.
***) Autoren dieser Richtung vor allem im Verlag Staackmann, Leipzig, oder Huber, Frauenfeld; Paul Zifferers „Fremde Frau" bei S. Fischer.
†) Im Insel-Verlag, Leipzig. ††) Im Verlag Kurt Wolff, Leipzig.





empfinden es unverkennbar als eine Befriedigung, wenn sie das, was sie vor dem Kriege mit halber Zustimmung glaubten noch anerkennen zu müssen, jetzt in Grund und Boden verdammen können. Ihre Kunstbetrachtung strebt nicht so sehr nach Wahrheit der Erkenntnis als nach nationalem Ruhm. Man beschäftigt sich nur mit Zeiten, in denen dieser zu finden ist, und pocht um so lauter auf die Glanztage. Deutsche Wissenschaft sucht die Wahrheit, werde daraus, was da wolle, ergebe sich daraus auch eine Stärkung der fremdvölkischen Eitelkeit und der planmäßigen Herabsetzung deutschen Wesens durch andere. Die Nachteile, die sich hieraus ergeben, werden meines Ermessens reichlich aufgehoben durch den höheren Zug unseres Strebens.

Der Krieg hat dem Erscheinen kunstgeschichtlicher Werke große Schwierigkeiten entgegengesetzt. Bei vielen ist Durchführung und Fortsetzung mit Recht auf spätere Tage verschoben worden. Man darf gespannt sein wie z. B. die Herausgabe des großen „Allgemeinen Lexikons der bildenden Künstler“ von Dr. Ulrich Thieme und Dr. Felix Becker, Leipzig, Engelmann, 1907 ff. (bisher erschienen 12 Bände, bis „Fyt“) sich gestalten wird, dessen Leitung Hunderte von gelehrten Mitarbeitern aus allen Staaten der Welt um sich vereinte, um ein Werk zu schaffen, das zwar in deutscher Sprache erscheint, aber allen Völkern in gleicher Weise zu dienen bestimmt ist. Es wird auch in Zukunft in gleich ähnlicher Weise die fremdsprachigen Berufsgenossen zwingen, sich mit unserer Sprache abzufinden. Man sehe Karl Woermanns in zweiter Auflage erscheinende „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker“ (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1915 ff.) daraufhin durch, was ein sowohl die schönheitliche wie die kunstwissenschaftliche Eigenart aller Nationen gleich liebevoll umfassender Sinn an leidenschaftslosem Abwägen zu leisten vermag. Nicht minder frei von dem deutschen Wesen fremden wissenschaftlichen Chauvinismus steht das im Erscheinen begriffene, breit angelegte Handbuch der Kunstwissenschaft (Athenaion, Berlin-Neubabelsberg 1914 ff.), in dem die jüngere deutsche Kunstwissenschaft ihre Stellung zu dem gewaltig angewachsenen Stoffe darlegt. Ihr geistvoller Herausgeber Dr. Fritz Burger hat mit dem Heldentode sein Deutschtum bekundet, aber so, wie er es in seinen wissenschaftlichen Schöpfungen durch strengste Unbestochenheit in der Beurteilung und begeisterten Schätzung fremder Leistungen dargetan hat und sicher auch in Zukunft dargetan hätte, wäre ihm die Durchführung seines großen Planes beschieden gewesen.

Diese Internationalität der deutschen Wissenschaft ist eine der Grundlagen der Internationalität der deutschen Sprache, einer der Gründe, warum die Ententemächte uns das Streben nach der Weltherrschaft vorzuwerfen glauben berechtigt zu sein. Gewiß ist es das gute Recht auch der kleinen Völker, daß ihre Gelehrten in der Sprache ihrer Heimat schreiben. Aber gerade der bei uns angefeindete Zug nach Allseitigkeit zwingt sie und wird sie, wie wir hoffen, in Zukunft noch mehr zwingen, sich zugleich mit dem Deutschen abzufinden. Als ein Beispiel dieser Allseitigkeit deutscher Kunstbestrebung erscheint ein kurz vor Weihnachten 1916 erschienenes Werk von Otto Grautoff über den französischen Maler Nicolas Poussin (Georg Müller, München 1914). Es lag fertig zwei Jahre lang beim Verleger, ehe er es versendete. Dabei brauchte keine Zeile geändert zu werden. Mit voller Begeisterung tritt der deutsche Gelehrte auf Grund einer umfassenden Kenntnis des Lebenswerkes des Meisters seiner Welt für dessen Ruhm ein. Es ist durchaus bezeichnend, wie Grautoff den Maler Poussin gegen die Angriffe seiner Landsleute, ebenso wie gegen jene deutscher Kunstgelehrter verteidigte, ebenso wie gegen das einseitige Lob, das in ihm meist den Zeichner über den Maler stellte. In einem starken Bande, der durch einen zweiten Tafelband ergänzt wird, folgt Grautoff der Entwicklung des Malers, der ebenso wie seine Zeitgenossen in Italien, vor allem wie Dominichino, neuerdings in Deutschland vertieftes Verständnis findet. Vertieft deshalb, weil der Barockstil bei uns mehr als in irgendeinem anderen Volk seinen Wesensbedingungen nach verstanden und aus diesen heraus das Auftauchen klassizistischer Bestrebungen und mithin auch die Eigenart Poussins besser aus dem Zeitgeiste heraus gewürdigt werden kann. So taucht der große französische Meister wieder aus der nur halben Wertschätzung heraus, wie schon einmal, in den Tagen von Raphael Mengs und Goethe. Nicht minder werden nationale Fragen berührt in dem Werke von Berthold Daun über Veit Stoß und seine Schule (Leipzig, W. Hiersemann, 1916). Ist der vorzugsweise in Krakau und Nürnberg tätige Meister der scheidenden Gotik Deutscher oder Pole? Man lese die in aller Sachlichkeit gegebene Antwort selbst nach. Der Streit erscheint müßig, soweit es sich um seine Kunst handelt, der die deutsche Art in aller Schärfe offenbart, ebenso wie in seinen Familienverhältnissen und vor allem in seinem Wirken. Denn dieses beruht auf dem herben Zug nach Darstellung der Wirklichkeit, in dem Streben nach seelischem Ausdruck, wie ihn gerade Nürnberg entwickelte. Dem Fortgang im Schaffen des in seiner Lebensführung nicht einwandfreien Meisters nachzugehen, war Launs ebenso erfolgreiches als eindringliches Bestreben. Deutschem Wesen dient das Werk von Paul Ehmig, das Deutsche Haus (Berlin, Ernst Wasmuth, 1916). Vorausgegangen ist diesem das auf die Entwicklung des deutschen Bauwesens so einflußreich gewordene, im selben Verlag erschienene Werk von H. Muthesius über das Englische Haus und das die Schattenseiten deutschen Schrifttums darstellende von F. R. Vogel über das Amerikanische Haus. Das erstere eine klare und lehrreiche Darstellung der Vorzüge englischen Wohnwesens, aus der so manche Anregung für uns sich ergab, das letztere ein Versuch, durch einseitige Vergleiche womöglich das Fremde über deutsche Art zu erheben. Ehmig hat in dem noch nicht abgeschlossenen Werke einen umfassenden Überblick über die Entwicklung und die Einrichtung deutscher Wohnstätten gegeben, nicht ohne streng sachliche Kritik, doch in voller Erkenntnis der gewaltigen geistigen Leistung der deutschen Baumeister und Bauherren. Ehmig ist der erste Baubeamte Mecklenburgs. Er lebt als schaffender Künstler mitten in der Bewegung, die das Bauwesen Deutschlands durchzieht, und somit spricht auch aus seinen Ausführungen das ruhige, aller Ruhmredigkeit abholde Bewußtsein, daß gerade in der jüngsten Zeit die deutsche Baukunst, und namentlich die des Wohnhauses, dank des immer tiefer gründenden Nachdenkens über die Bedingungen des Schaffens die erste in der Welt geworden ist, die einzige, die klar und großzügig einen unseren Tagen angemessenen Stil ersann. Das Buch wendet sich nicht nur an die Fachleute, sondern wird jedem Baulustigen und jedem Bewohner eines zu künstlerischer Ausgestaltung anregenden Hauses ein willkommener Wegweiser sein.

Cornelius Gurlitt.

Eingegangene Bücher.

Briefe aus dem Felde. Herausgegeben v. d. Zentralst. z. Sammlung v. Feldpostbriefen im Märkischen Museum zu Berlin. 798 S. Oldenburg, Gerhard Stalling. Geb. 7,50 Mk.

Feiler, Arthur: Handelspolitik und Krieg. (Dringliche Wirtschaftsfragen, Heft II.) 70 S. Leipzig, Veit & Comp. 1,20 Mk.

Hoechstetter, Sophie: Die Heimat. 314 S. Roman. München, Georg Müller. Geb. 5,50 Mk.

Körtscheff, Dimo: Hinter der Front. 199 S. Regensburg, Josef Habbel. Geb. 2 Mk.

Matthäus Evangelium. Mit Holzschnitten von Dürer. 28 S. Dachau, Einhorn-Verlag. Geb. 1,25 Mk.

Naumann, Friedrich: Glauben und Hoffen. 69 S. Dachau, Einhorn-Verlag. Geb. 1,60 Mk.

Schmidhammer, Arpad: Hans und Pierre. Eine lustige Schützengrabengeschichte. Mit Bildern. Mainz, Joseph Scholz. Geb. 1,50 Mk.

Schweder, Paul: Im türkischen Hauptquartier. 288 S. Leipzig, Hesse & Becker. Geb. 4 Mk.

Steiger, Edgar; Weltwirbel. Gedichte. 195 S. Berlin, Fleischel, Egon & Co. 3 Mk.

Voigt-Diederichs, Helene: Luise. Erzählung. 147 S. München, Albert Langen. Geb. 3,50 Mk.

Wagner, Oberbürgermeister a. D. Dr. v.: Der Giroverkehr der deutschen Sparkassen. 71 S. Leipzig, Veit & Comp. 1,60 Mk.

Weiß, Karl: Deutscher Camera-Almanach, Kriegsausgabe. 10. Band. Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Geb. 4,50 Mk.

Ende des redaktionellen Teils.

Für die Redaktion des Teiles „Zur ungarischen Königskrönung“ verantwortlich: Heinrich Pfeiffer; für den übrigen redaktionellen Teil: Otto Sonne; für den Inseratenteil: Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J Weber in Leipzig. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen. — Generalvertreter für Ungarn: Direktor Josef Schuller, Budapest VI, Liszt Ferencz tér 3.